G 6952 E

Nr. 8 · August 1985 · DM 4,80 · Sfr. 4,70 · ÖS 39,–

SPEX

MUSIK ZUR ZEIT

R.E.M.

TALKING HEADS

STEVE ARRINGTON

FINE YOUNG CANNIBALS

STEPHEN TIN TIN DUFFY

D.A.F.



Rosie hat das Geheimnis der Formen

I N H A L T

I M P R E S S U M

SPEX Verlagsgemeinschaft GbR, Severinsmühlengasse 1 5000 Köln 1, Tel. (02 21) 32 96 57

Verlag und Herausgeber: SPEX Verlagsgemeinschaft Peter Bömmels, Wolfgang Burat, Clara Drechsler, Lothar Gorris, Gerald Hündgen, Jutta Koether, Ralf Niemczyk, Christoph Pracht, Wilfried Rütten, Dirk Scheuring GbR ◆ **Redaktion:** Diedrich Diederichsen, Clara Drechsler (V.i.S.d.P.), Lothar Gorris ◆ **Geschäftsführer:** Gerd Gummersbach ◆ **Mitarbeiter:** Götz Alsmann, Alf Burchardt, Brecht Brozio, Peter H. Boettcher, Stuart Cosgrove, Detlef Diederichsen, Kay Eckardt, Willy Ehmann, Bernd Eilert, Petra Gall, ar/gee Gleim, Rainald Goetz, Thomas Hecken, Markus Heidingsfelder, Herfried Henke, Martin Hoffmann, Mechthild Holter, Olaf Karnik, Hans Keller, Moni Kellermann, Frank Lähnemann, M.C. Lücke, Olaf Dante Marx, Joachim Ody, Michael Prenner, Freddie Röckenhaus, Frank Sawatzki, Hilka Sinning, Bernhard Schaub, Arthur Schilm, Xao Seffcheque, Ecki Stieg, Mayo Thômpson, Paul Ubac, Andreas Ulrich, Hung Min-Yeh, Wolfgang Wesener, Thomas Zimmermann ◆ **Layout:** CCCP, Christoph Pracht, Rüdiger Pracht, Frank Schäfer ◆ **Anzeigenleitung:** Creative Communication Christoph Pracht, Maria-Hilf-Str. 17, 5000 Köln 1, Telefon 02 21/31 51 29 ◆ Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 3. 1985 ◆ Anzeigenschluß für die September-Ausgabe ist am 15. 8. 1985, Redaktionsschluß: 10. 8. 1985 ◆ **Satz + Druck:** Farbo Druck und Grafik Team GmbH, Bischofsweg 48-50, 5000 Köln 51, Telefon 37 20 14/15 ◆ **Buchbinder:** Hilgers, Bischofsweg 48-50, 5000 Köln 51, Telefon 37 26 18 ◆ **Vertrieb:** Saarbach, Follerstr. 2, 5000 Köln 1 ◆ **Abonnement:** SPEX, Abt. Abo, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1 ◆ ◆ Das Abonnement für ein Jahr kostet: Inland DM 48,—, Ausland DM 55,— incl. Porto und MwSt.

SCHNELL +



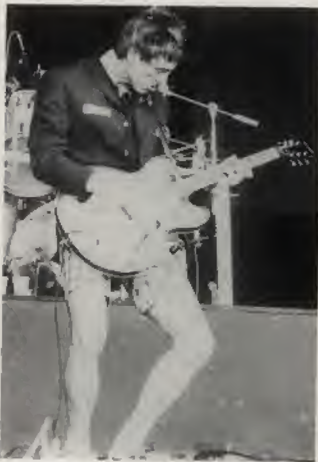
Berlin sah die Geburt eines neuen Nick Cave. Unterstützt von den für seine Bedürfnisse mittlerweile optimal besetzten **Bad Seeds**, sogar **Blixa Bargeld** erwies sich als kompetenter Gitarrist, verzichtete Cave demonstrativ auf alle ekstatischen Attitüden, gab sich ganz als traditioneller Bluesman und fügte sich mann-schaftsdienlich in das ausgezeichnete Spiel seiner Band, das in dem wohl mittlerweile für jedermann obliga-torischen „Knockin' On Heavens Door" gipfelte.

Nick Cave fotografiert von Pet



Clash

Fotos: Roland Owsnitzki



Paul Weller



Jason&the Scorchers

ROSKILDE'S BURNING

... with alcohol

Gelegentlich muß der „Morgenpost", einem Blatt, das in Hamburg beim Frühstück nicht fehlen sollte, entschieden widersprochen werden. So am ersten Juli, als die Zeitung unter einem Foto von Nina Hagen meldete: „Mehr als 50 Bands und Solisten machten den dänischen Ort Roskilde am Wochenende wieder einmal zum Zentrum der europäischen Popmusik." Zu solch einer Wertung der Ereignisse konnte nur jemand gelangen, der vor Ort das traurige Schauspiel nicht miterlebt hatte.

Eine im „Musik-Expreß" veröffentlichte Warnung vor Open-Air-Festivals wird dessen Kundschaft unbeeindrukt lassen, Spex-Lesern braucht man über diese Art von Veranstaltungen nichts zu erzählen. In Roskilde findet alljährlich eine der gefürchtetsten statt. Sie bietet der norddeutschen, vor allem aber der skandinavischen Jugend den Anlaß für ein dreitägiges Delirium. Da scheinen die KZ-Zäune angesichts der paralysierten Massen überflüssig. Vom dänischen Brauereistreik war wenig zu spüren. Der tauchte allenfalls in den Alpträumen der zahlreichen Alkoholleichen auf, über die man alle paar Meter stolperte.

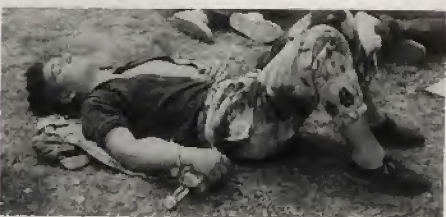
Musik spielte in diesem Rahmen nur eine untergeordnete Rolle. Wären die interessanten Bands auf den drei Bühnen parallel aufgetreten, hätten sich wohl nur wenige beschwert. Doch auch so ließ die Programmgestaltung den gebührenden Respekt vor Rangordnungen in der internationalen Popmusik vermissen. Style Council mußten zur Frühstückszeit auftreten, die Ramones wurden als Einheizer für eine der unsäglichen skandinavischen Kapellen mißbraucht. Lediglich Clash billigte man am Sonnabend die beste Zeit zu.

Ein ausführlicher Bericht über die aktuelle Verfassung dieser Band muß leider ausfallen. Nicht nur die Leistung einer altersschwachen P.A. ließ zu wünschen übrig, ein Fahnenmeer sowie auf den Schultern sitzende Freundinnen versperrten meistens die Sicht auf die Musiker. Es blieb aber der Gesamteindruck, daß sich Strummer, Simenon und ihre drei Fans 1985 in ausgezeichneter Form befinden. Vielleicht gelingt es einem Veranstalter, Clash im Herbst auf deutschen Bühnen zu präsentieren.

P.S.: Was sie gespielt haben? „Complete Control", „London Calling", „Janie Jones", „Safe European Home", „Hate & War", „Garageland", „Armageddon Time", „Magnificent Seven", „Rock The Casbah", „Three Card Trick", „Pressure Drop", „Police On My Back", „What's My Name", „Spanish Bombs", „Clash City Rockers", „London's Burning", „Clampdown", „Bankrobber", „Broadway", „Brandnew Cadillac", „I'm So Bored With The USA", „Tommy Gun", „I Fought The Law", noch einmal „Garageland" und „White Riot". (Danke, Buzz)

Alf Burchardt







RICHMAN, JONATHAN!

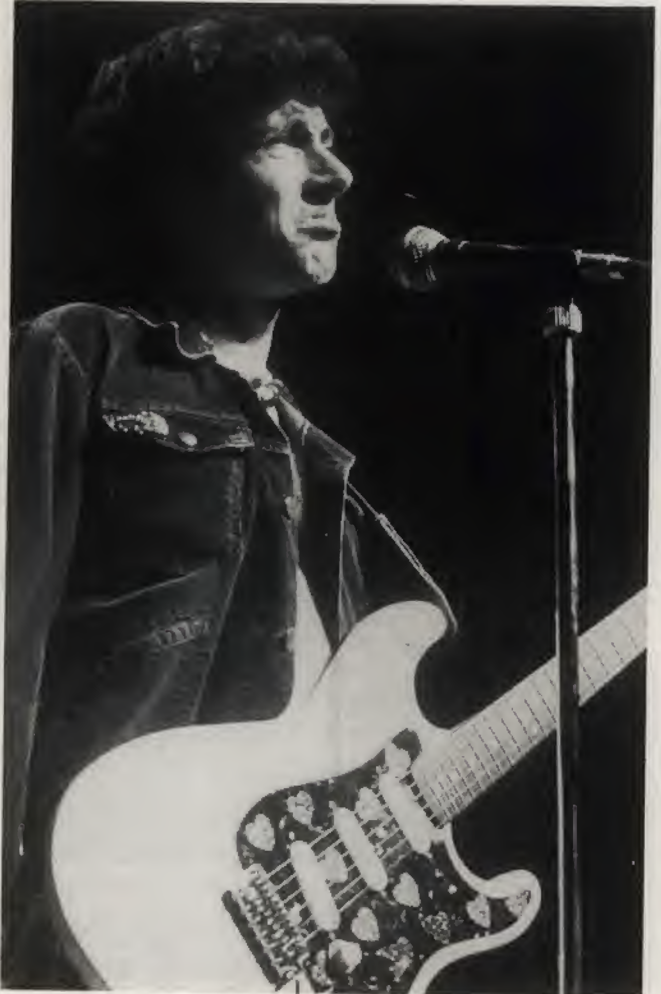


Foto: Moni Kellermann

Hey there, Little Insect!

Jonathan Richman, der sich auch ohne Zuhilfenahme der Presse verstanden wissen darf, hegt seine grundeigenen Ansichten über Sinn und Ziel einer Promotion-Kampagne: Anläßlich einer Londoner Pressekonferenz referierte der sensible Künstler in aller Kürze und Schärfe über unsensible Journalisten im allgemeinen und den NME im Besonderen, um dann nach insgesamt 6-minütigem ungefragtem Antwortgeben den Schauplatz zu verlassen. Paris erhält seine Chance, wir nicht. Schon in Bochum war der Mann durch vehemente Berührungsangst aufgefallen, versagte den Spexettes Drechsler und Koether die erflehte Aufmerksamkeit und besiegelte lieber in der Stille des Toilettenvorraums die Freundschaft mit Adrian Wright. Was there bitterness in Clara and Jutta? It was never detected! – Immerhin hatten wir Gelegenheit, persönlich an den Mann zu bringen, was Danny Kelly vom NME nur schriftlich loswerden konnte: „.... but you ain't no Pablo Picasso. Asshole."

Wer so ratlos ist, wie seine Musikpresse soll Samstag, den 31. 8. um 20.15 Uhr im Fernsehen MAMBO einsehen: Da kann man erfahren, wie ein normaler Tag bei Jonathan Richman aussieht, ob und wann es den gegeben hat und vielleicht auch wo „die Allie mit der schönen Stimme" abgeblieben ist.

SCHNELL + KOMMEN GEHEN

● Die erfolgreiche Partygebrauchssamplerserie von **Streetsounds** hat sich nach den mittlerweile klassischen Sampler-Periodika „Streetsounds" und „Electro" um ein weiteres Projekt vermehrt: **New Afrika** startet mit einen unveröffentlichten Song von Fela Kuti („No Agreement") sowie Tracks von Mory Kante, Somo Somo, Manu Dibango, Mandigo, Toure Kunda, Hugh Masekela und Bosca. Und auch **Kent**, bislang verantwortlich für ungezählte 60er-Soul-Sampler, nimmt sich jetzt auch weiße Musik der 60er und zeitgenössischen Independent-Soul vor.

● Verschollene Aufnahmen von **Sam Cooke** aus dem Harlem Square Club vom 12.1.1963 sind jetzt unter dem Titel „One Night Stand" veröffentlicht worden. Das Werk ist so großartig, daß nicht einmal das „Artforum" daran vorbeikam, seinen Pop-Korrespondenten **Greil Marcus** geilen philosophischen Sirup auf mehrere Seiten abtropfen zu lassen. Außerdem wird jetzt Sam Cookes Leben verfilmt.

● Der nimmermüde Vermittler zwischen den Subkulturen **Afrika Bambaataa** nimmt „Kick Out The Jams", den Klassiker der **White-Panther**-Band **MC 5** neu auf.

● Vor **400.000 Franzosen**, alles Angehörige der antirassistischen Minderheit unseres Nachbarlandes, spielten Bands aus Italien, Marokko, Tunesien, überhaupt ganz Afrika, den USA und natürlich Frankreich für **SOS Racisme**, um den Kampf gegen das sich immer frecher erhebende häßliche Haupt des Rassismus in Frankreich zu unterstützen. Stars der Veranstaltung: **Fine Young Cannibals, Working Week, OMD, Steel Pulse** und **Herbie Hancock**. Ein Kollektiv von afrikanischen Musikern tourt weiter durch Resteuropa, um die Freilassung **Fela Kutis** massenwirksam zu fordern.



Kukurutumi

● Nach **Holger Hiller, FSK** und **Maxim Rad** ist nun mit **Moritz von Oswald** ein weiteres deutsches Talent nach London emigriert. Der Ex-Schaumburg-Schlagzeuger soll jetzt bei **Billy MacKenzie** wirken.



Black Carnation

● **Les Black Carnations**, eine weitere Perle aus dem neuerdings nicht versiegen wollenden Quell Berliner Beat-Bands, haben die Veröffentlichung ihrer ersten Single letztens im Café Swing groß gefeiert. Unterstützt wurden die aus **Beatitudes**-Kreisen hervorgegangenen Nostalgiker von weiteren obskuren Bands des **Twang**-Labels wie den **Planets** und den **Dizzy Satellites.**

● Ein Pferd namens „Creeping", das den Creeps von **OMD** gehört, gewann das 4. Windsor-Rennen.

● Die **Sisters Of Mercy**, die sich schon in der Vergangenheit an Stücken von **Velvet Underground, Stooges, Rolling Stones** und **Bob Dylan** vergingen, haben nach dem Erfolg ihres **Hot Chocolate**-Covers „Emma" offensichtlich Geschmack an der Methode gefunden, vermeintlich Seichtes mit vermeintlich Tiefgründigem zu konfrontieren: eine EP mit **Abba**-Versionen ist in Vorbereitung.

● Der verrückte **Jesse Rae**, ein schottischer Funk-Musiker, der sich nur in Kilts und mediaevalen Rüstungen fotografieren läßt und alles Englische so sehr verabscheut, daß er nie südlich von Hadrian's Wall auftritt, ist jetzt auch hierzulande als WEA-Künstler, unterstützt u. a. von Bernie Worrel, auf Platte und Video verfügbar.

● Der dagegen bestrickend normale, talentierte und rührende **Daniel Treacy** von den **Television Personalities** hat schon wieder ein neues Label gegründet: **Dreamworld.** Die ersten drei Singles kommen von so illustren Berühmtheiten wie **One Thousand Violins, The Impossible Years** und **Go! Service.**

● **Peter Blegvad**, unbekannter und unterbewerteter Songschreiber aus der Henry-Cow-Artrock-Ecke hat, seine zweite Solo-LP veröffentlicht.

● Das fragile Japan-Sensibelchen **David Sylvian** hat, natürlich in Tokio, eine neue Instrumental-LP aufgenommen, sich aber mittlerweile in London entschlossen, doch noch zu einem Teil der Stücke zu singen.

● Held **Kevin Ayers**, der seit Jahren seinen Alkoholbedarf in den Bars und Cafés des mallorquinischen Städtchens Deya stillt, hat dort Besuch von **Mike Oldfield** bekommen, der seine letzte gute Platte als Bassist der Kevin-Ayers-Band **The Whole World** aufnahm („Shooting At The Moon", 1971), und beide sollen bis zum Morgen gejammert haben.

● Wem gehört das Herz von **Madonna Ciccione?** Nach Affairen mit John „Jellybean" Benitez, Prince, David Lee Roth und einem gewissen Don Johnson berichtet Bravo von der bevorstehenden Vermählung mit dem Schauspieler Sean Penn („Der Falke und der Schneemann"), Smash Hits dagegen von einer hochpolitischen Liaison mit John F. Kennedy jr. Wir setzen noch einen drauf: **Sid Vicious.** Für eine Verfilmung seines tragischen Lebens wird Madonna als **Nancy Spungen** von Regisseur Alan Cox („Repoman") dringend gesucht.

● Bei **Bond**-Gegenspielerin **Grace Jones'** neuer Schallplatte wirken neben **Simon LeBon** und **Trevor Horn** ihre Mutter und ihr Bruder mit. Was okay ist, solange ihr **nackter, muskulöser Freund** mit dem stieren Blick, der sich neuerdings auf alle ihre Fotos drängt, nicht zum **Violoncello** greift.

● Haben wir unlängst in Bochum das letzte **Ramones**-Konzert aller Zeiten gesehen? Es heißt, daß sie nach ihrem scharfsinnigen **Bonzo**-Polit-Kommentar nur noch eine LP aufnehmen wollen, um sich dann aufzulösen. Bleiben die Fragen, wo wir in Zukunft so viele Sturzbäche schwitzende, kollabierende, ineinander stürzende Leiber sehen sollen wie bei Ramones-Konzerten und wie die Mitglieder nach der Trennung mit **Nachnamen** heißen werden.

B-Side



● Das **neue Ding**, in jedem Sinne des Wortes, aus **New York:** eine frankophile, laszive Dame namens **B-Side** (das „B" hat wieder irgendwas mit **B**reaking, **B**est und **B**ronx zu tun). Nach der Zusammenarbeit mit **Fab Five Freddy** und **Bernard Fowler** hat sie jetzt mit „Cairo Nights" eine Solo-Platte aufgenommen, die in zuständigen Kreisen über die Maßen gefällt.

● **Champion Jack Dupree**, der würdige Blues-Greis, muß wieder herhalten: im Herbst will Matthias Arfmann, Gitarrist, Organist und Sänger der **Kastrierten Philosophen** mit ihm zwei Titel aufnehmen.

Kleinkunst – eine weitere Geißel der Menschheit aus New York



Foto: Bernhard Schaub

Regelmäßigen New York-Besuchern wird es in den letzten Jahren kaum entgangen sein: Die Zahl an Szene-Kneipen des East-Village, die den harmlosen, nur nach Bier und Geselligkeit verlangenden Gast nicht mit auf Tischen tanzenden Transvestiten, den amerikanischen Präsidenten der Lächerlichkeit aussetzenden Pantomimen und bekannte Pop-Stars zu Playback parodierenden Drag-Queens belästiften, hat stetig abgenommen. Was in seinen Anfängen im Club 54 noch bisweilen geistreich sein konnte („Wie ich das Geistreiche in der Kunst verabscheue! Meisterwerke sind dumm; sie wirken ruhig, wie die Produkte der Natur, wie die großen Tiere, wie die Berge. „Gustave Flaubert), hat sich in den letzten Jahren via Popularisierung durch weltbekannte Szene-Insitutionen wie die Danceteria zur New York-Plage-Nummer-Eins entwickelt. Die vielgelobte Riesen-Disco „Area" beschäftigt in monatlich wechselndem Turnus bergeweise East-Village-Kleinkunstkünstler, die zur Freude der Touristen ihre sattsam bekannten Installationen, Kabinettstückchen und lebenden Bilder internationalen Kunst- und Kulturexperten, wie der gefürchteten „Stern"-Reporterin Evelyn Holst vorführen. Das englische Zentralorgan der „Swatch"-Kultur „The Face" hat mittlerweile die fleißigsten Dauerbrenner der Szene zu Stars erklärt und auf langen Fotostrecken porträtiert. Leute wie Ann Magnusson oder John Sex, eine lokale Berühmtheit, dessen Humorniveau sich bereits an seinem nom du guerre und seiner Steve-Strange-in-besseren-Tagen-Frisur ablesen läßt: Hamburger Punk-Fanzies von '78.

Die Übergänge zur Großkunst werden dabei immer fließender, vor allem seit Steve Rubell, der wegen Steuerhinterziehung verurteilte Ex-Studio-54-Besitzer, erklärt hat, die bildenden Künstler seien die Stars der 80er Jahre, und dieser im Prinzip durchaus zutreffenden Erkenntnis folgte, indem er seinen neuen Tanz-Palais „Palladium" von Leuten wie Clemente, Haring und Warhol dekorieren ließ. Keith Haring, der ja schon immer eher ein Kleindenn ein Großkünstler war, ist nun das Modell dafür, was man vom East-Village aus erreichen kann, wie leicht der Sprung von Klein- zur Großkunst ist; auch wenn sich keiner mehr für Graffiti interessiert, Jean-Michel Basquiat hat es trotzdem geschafft. Folge ist natürlich, daß der ganze New York-Nachwuchs in allen Medien nur noch Kleinkunst produziert, diese kleinen, geistreichen Pointen, kritischen Witzchen und dergleichen Dinge, die sowohl Trio wie auch Insterburg und Co in unserem Kulturkreis allemal besser beherrscht hatten. Eine Metropole verblödelt.



Medienreferat sucht Zielguppe! Nur seriöse ernstgemeinte, soziologische Angebote!

Wenn der WDR gute Laune verbreitet, tut er dies in schriftlicher Form. Unser geliebter Lokalsender legt die Ergebnisse einer Umfrage vor, die enthüllt, daß man sich die Hörerreaktion auf „zahlreiche Neuerungen und Verbesserungen", die 1984 die Rundfunkwelt erschütterten, nicht schöner wünschen könnte: „Die Tagesreichweiten des Hörfunks in NRW, die bereits in der Vorjahresuntersuchung den relativ niedrigsten Stand der Bundesrepublik aufgewiesen haben, entwickelten sich weiter rückläufig." Das kostet die Arbeitsgruppe wieder Hirnschmalz.

Einem Hörerverlust von insgesamt rund 9% in den letzten 4 Jahren stellt der WDR die rasante Massenakzeptanz der morgendlichen Regionalprogramme gegenüber, hier schalten 6,5 Prozent ein. Bravo, das schon vor neun! So richtig prima läuft es auch bei WDR 4, dem fröhlichen Polkasender, der allerdings wesentlich bei älteren Hörern und Frauen ankommt. Um dies „darzulegen" braucht der WDR ein „Medienreferat" – man ahnt nicht, für wen der Kanal ursprünglich konzipiert war, aber **dieser** Erfolg erzeugt bei den Sendebewußten „gemischte Gefühle". Grund: Es fehlen die brisanten Wortbeiträge, mit denen sonst in jedem Programm rumgeaast wird. Die Jugendrebellion dagegen ist beim WDR noch grausame Wahrheit. Die Future-Generation stieg aus. **Muß** nun der Jugendkanal kommen? Die vor Jahren mit dem sozialliberalen Pickelforum „Radiothek" eingestellte Diskussion über die unfaßbare Zielgruppe erhebt sich drohender denn je. Da selbst jener Schmalspurrotfunk bei den Verantwortlichen ein „Trauma" hinterlassen hat, steht man vor dem schier unlösbaren Problem, zwischen beinharter Musikschiene und moderater Staatsbürgerkunde den schleimigen Mittelweg zu finden. Die Lösung liegt, wie stets in letzter Zeit, im Regionalen. Anstatt sich endlich in die 25 Stunden Musik pro Tag zu schikken, erwägt man, die Jugendlichen in den Bann der Regionalsender zu ziehen. Dort seien ja schließlich die jüngsten Redakteure zugange, die am ehesten noch journalistisch experimentieren! Ein echtes Bonbon.

Endlich

Gipfeltreffen deutscher Geistesgrößen löst das Problem der Jugendarbeitslosigkeit.

Die Köpfe rauchten, aber wie könnte es auch anders sein, wenn **der** kritische Verstand in Form von SPEX-Lieblingsjournalistin **Evelyn Holst** auf die geballte, subversive Pop-**Intelligenz** der Gruppe **Nena** trifft, und dann noch auf den Seiten des „Stern", wo vorher so manches Problem der Jugendkultur einschlägig besiegelt worden ist. Die scharfsinnige Reporterin hat zwar noch Gelegenheit ihren Eskapismus-Verdacht zu äußern („Weckt Ihr da nicht wieder schöne Träume?" – Bei dem Titel „Feuer und Flamme"? Was für Träume sollen das sein? Pyromanie als Lebenslüge?), den die Chanteuse aber gnadenlos abschmettert („Quatsch, wir schreiben einfach über unsere Erfahrungen." An Silvester, im dritten Weltkrieg, bei der Luftschlacht um England?) Belegt wird diese Behauptung immerhin damit, daß Uwe in eine Frau aus L.A. verliebt war, (worüber er einen Song verzapfte, und Carlo und Jürgen einen Song geschrieben haben, in dem die Schreie liebeshungriger Wale vorkommen. Nicht gerade alltäglich, die „Erfahrungen" der Gruppe Nena.), dann aber übernimmt der spritzige, junge Verstand des 34jährigen Gitarristen Carlo die Gesprächsführung und verblüfft Bundesregierung, Opposition und den wissenschaftlichen Sozialismus mit einer Einschätzung der politischen Ökonomie unserer Republik und alternativen Lösungsvorschlägen ihrer akutesten Probleme, die ihm eine Spitzenposition in der Christlich Demokratischen Union (Arbeitgeberflügel) sichern sollten:

„Es gibt in unserer Gesellschaft einen kranken Anspruch, als hätte jeder ein Recht darauf, daß es ihm automatisch gutgeht. Wir haben lange genug die Farbe von den Wänden gefressen, bevor die ersten Hits kamen. Jeder muß sich hinsetzen und überlegen, wo sein Vorsprung liegt, und sich mit anderen zusammentun und Arbeitsplätze schaffen. In Berlin läuft das sehr gut. Der eine vermietet Übungsräume, der andere macht Demos, der dritte Fotos, der vierte Management, der fünfte schleppt Boxen und der sechste spielt Gitarre."

Millionen Arbeitslose wissen was zu tun ist. Boxen stehen überall rum, nehmt sie euch und schleppt sie. Name dieser Ideologie ist übrigens „Positiver Anarchismus."



Nena

Pop-Musiker in der Schule

In jeder Schulklasse gibt es zwei Klassenbeste, einen elenden Streber und ein Genie. Die einzigen britischen Musiker, die zehn und mehr „O"-Levels (entsprechen unserer 1) aufweisen konnten, sind Green, natürlich das Genie, und Howard Jones in der Rolle des Strebers. Adam Ant behauptet, es auf acht „O"-Levels gebracht zu haben, ist aber unglaubwürdig, weil er sich nur noch an ein Fach erinnern kann, natürlich „Art". Wahre Stars versagen in der Schule und trösten sich mit Einsteins Versetzungsproblemen. Daß komplettes Durchfallen zu Street-Credibility ebenso wie zu Court-Credibility langen kann, beweisen die Beispiele Paul Weller und Lady Di, die beide keinen einzigen „O"-Level mit nach Hause brachten.

Pop-Musikerinnen ohne Hosen

Das weltbekannte Vorkämpfer-Organ für die feministische Sache, der „Musik-Express", stets in vorderster Front zu finden, wenn es darum geht, eine Frauendiskriminierung zu verhindern, hatte es als erster herausgefunden: **Sex sells.** Die mit diversen Fotos von halb bis ganz nackten Musikerinnen beweiskräftig ausgestattete Titelgeschichte verbreitete allerdings nicht nur die sensationelle Erkenntnis, sondern zog die entsprechenden Lehren und half den Musik-Express via Abbildung der abscheulich nackten Sängerinnen verkaufen. Ein klassischer Fall von Double-Blind. Aber es ist ja wahr. Nach Grace Johnes und Bettina Köster im „Playboy" wartet jetzt Madonna auf uns. Gerecht verteilte man die vorhandenen Fotos, die der Sängerin immerhin die vorgesehene Ehrenbürger-Würde ihres Heimatstädtchens kosteten, auf die beiden Männermagazin-Marktführer: „Playboy" bekam zwar nur die halbnackte Madonna, darf aber zu einem früheren Zeitpunkt veröffentlichen, als „Penthouse" mit der ganz nackten Madonna. Das ist praktizierte katholische Mildtätigkeit.



Skandal!

Wie man mit wenig Einsatz eine schöne Kontroverse rausschinden kann, zeigen **Flesh For Lulu** und **Peter Hein.** Die neue Mini-LP der erstgenannten, „Blue Sisters Swing", wird von etlichen amerikanischen Plattenläden nicht mehr ausgestellt, zeigt doch das Cover „zwei Nonnen in zärtlicher Umarmung, während eine dritte dieses Treiben aus einem Versteck heraus beobachtet". „Eigentlich ist es schon irgendwie schmeichelhaft . . ." bemerkte Sänger und Gitarrist Nick dazu. Wir gratulieren.

Peter Hein profilierte sich beim Kölner Beitrag zur großen Hilfe in zweifacher Hinsicht. Zum einen brachen die lachhaften Zeilen „Nackt im Wind" mit solcher Innbrunst aus ihm hervor, daß die Originalinterpreten beschämt zurückstehen mußten. Zum anderen **änderte** Hein unter den Augen und Ohren der Welt „subversiv" und eigenmächtig seinen Text ab, ein Sakrileg, das niemand zur Kenntnis nahm – abgesehen von Jim Rakete, dem Organisator des Happenings. So gab's dann doch noch den erhofften „Ärger".

Zu seinem glanzvollen Auftritt kam unser Goldkelchen, weil ursprünglich ein 14-15-minütiger deutscher Live-Beitrag eingeplant war, bei dem neben Grönemeyers „Jetzt oder Nie" und Wolf Maahns „Deserteure" auch „Es geht voran" – jeweils mit Originalsänger – aufgeführt werden sollte. Hein schlug ein, nicht nur wegen der Promotion, sondern auch wegen des „lauteren Anliegens von Geldorf". Wehmütig konstatierte nach der Verabschiedung des Millionenpublikums sein Musikerfreund Xao Seffcheque: „Und morgen wieder die traurige Family-Five-Wirklichkeit . . ."

Frische Hemden

Ich hab' es getragen vier Jahr'. . . und damit wollen wir's gut sein lassen. Sprachs und brach auf zu neuen Ufern. Die Rede ist von **Gerald Hündgen,** unserem V.i.S.d.P. und dienstältesten Büroinsassen, der sein redaktionelles Nagelbrett **zwei** neuen Büroinsassen räumt: **Clara Drechsler** und **Diedrich Diederichsen.** Wie deren genaue Titel lauten war bis Redaktionsschluß noch unklar. Gerald 'Sphinx' Hündgen wird sich – jetzt ist es raus – in Zukunft der Herstellung einer **Hi-Gloss-Rätselzeitschrift** widmen und viel Geld verdienen. Was ihn nicht davon abhält, weiter Redaktionsmitglied zu bleiben und sich insbesondere um den verantwortungsvollen Umgang mit der Musik unserer Schwarzen Brüder und Schwestern zu kümmern.

Schwarze Hemden

Hocherfrischt vermerken wir, daß **'Wild' Willi Ehmann** auch in der Lage ist, über weniger manische Musikerzeugnisse angeregt zu schreiben. Über Rheingold oder Billy Joel zum Beispiel. So zu lesen im CBS-Talk 9/85, einem Service der CBS-Presseabteilung. Dort hat unser Willy die Nachfolge von **Markus Linde** angetreten. Viel Spaß am längeren Hebel! Markus Linde, Schwarzträger, wechselte in die A & R-Abteilung, wo er für Miles Copelands IRS-Label und für deren neu eingerichtete Abteilung „Deutsch-Progressiv" zuständig ist. Seinen kleinen Lastern wird Willy Ehmann auch in Zukunft frönen (siehe hinten).

SCHNELL +

Berlin



Vom legendären Beatitudes-Fest vom Mai dieses Jahres gibt es jetzt das Video „Guts And Guns". Lassen wir die Bands einmal Revue passieren, die dieses Video geprägt haben und die mehr und mehr dazu beitragen, ein neues Bild vom Berliner Underground entstehen zu lassen.

Der Wille zur Macht ist weder vor englischen Bergwerken noch im ehemals besetzten Krankenhaus abbildbar. Es folgt der Versuch, den Willen zum Erfolg musikalisch orientierter Menschen zu beschreiben, ohne eine Fortsetzung des Romans zu sein, der das Etikett Berlin vor- und die entsprechenden Klänge nachschiebt. Im Gegensatz zu Berlinern wie J. F. Kennedy oder U2, die ihre Produktivität nur im Schatten von historischen Monumenten entfalten, können sich Bands wie Mike VAMP, La mondanoj, die Goldenen Vampire, die Subtones, Nirvana Devils oder Beatitudes auch andere Auftrittsorte vorstellen.

Mike VAMP, Italo-Frankfurter, mit bürgerlichem Namen Pagliosa, ist eigentlich schon ein Veteran, obwohl er mit seinen 25 Jahren eher wie ein Schulbub aussieht. 1982 erscheint die erste Single des vielseitigen Allroundtalents, das seine Auftritte schon mal mit Sprayaktionen beginnt und dessen selbstproduzierte „Clothes" u.a. auf zwei Offlines der Modemesse zu bewundern waren. Die Single „Nie wieder mai piu never again" (als Mike P. für Takt), im Alleingang produziert und bespielt, klingt, wie er selbst sagt, sehr nach ihrer Entstehungszeit, stimmungsmäßig in der Nähe von Joy Division mit einem Schlag Psychedelia. Seit dem Split seiner letzten Band, Alice D., tritt er nur noch solo an Vocals und Gitarre vor selbstproduzierten Basic-Tapes (Kesselpauken, Elektronik) auf. Sein Play-Off-Auftritt im Rahmen der Beatitudes-Party bescherte dieser einen leuchtenden Höhepunkt. 1983 erhält er als Mike VAMP den kleinen Preis beim alljährlichen Senatswettbewerb, 2500 Mark, die ihm immer noch erlauben, Besuchern ausgezeichneten Kaffee und Bananen anzubieten. Trotz seiner Umtriebigkeit und vielfältigen Aktivitäten und zwei einflußreichen Gönnerinnen, Monika Döring und Gudrun Gut, steht sein Durchbruch noch bevor, so daß er mit verstärkter öffentlicher Präsenz „jetzt endlich mal zu Potte kommen muß". Vergleicht man die Demoaufnahme seiner hoffentlich bald erscheinenden Maxi mit der 82er Single, fällt auf, daß zwar das Produktionsverfahren gleichgeblieben ist, sich jedoch sonst einiges verändert hat: Ein wuchtiger Background treibt das Stück voran, seine bestechende Stimme, leider immer noch eine Ausnahme auf dem nationalen Markt, kommt kräftig und ausdrucksstark, die schräge Gitarre schlägt harte scharfe Akzente und betört mit einem wunderschönen Solo. Die Stimmung ist nicht mehr düster oder modisch morbid, wie auch schon auf der sehr empfehlenswerten „Omnipotens"-Kassette für 007-tapes zu bemerken, sondern eher dem Gewaltbeat Iggy Pops seelenverwandt. Mike VAMP müßte mit diesem absolut hitverdächtigen Stück endgültig die Schwelle des bloßen Szenenkults überschreiten, und es ist zu wünschen, daß er seine brachialen Liveperformances demnächst auch weiteren Kreisen vorführt. Vielleicht klappt's dann auch mit dem Besuch der Großeltern in Vicenza, den er sich aus Terminnot und der angespannten pekuniären Lage bisher versagen mußte.

Im Gegensatz zu Routinier VAMP sind Geschichte und Musiker von **la mondanoj** blutjung und noch kaum bekannt, was sich nach Meinung ihres Managers Bob Romanowski, seines Zeichens Haupt der Beatitudes, aber bald ändern sollte. Außer der Erfahrung des Managers könnte auch das Werbestudium des Sängers und Gitarristen Aaron Sikorski (bürgerlich Stefan König) und seines Gitarrenkollegen Tom Wunderlich, beide Jahrgang '64, behilflich sein. Neben den beiden wirken Carsten Maria Kindermann, mit 22 der Senior, am Baß und Marcus Timmer, 1966 geborenes Küken der Band, an den Drums. Die Besetzung sagt es schon – la mondanoj spielen Gitarrenpop, verfügen über ein kleines aber beachtliches Repertoire hübscher Melodien, die nicht im Dunst eines wie auch immer gearteten Revivals hängenbleiben, wenn sie auch ihre Vorliebe für Beatles, T. Rex und Velvet Underground nicht verleugnen. Über die Idee, die Texte in Esperanto zu singen, kann man allerdings geteilter Meinung sein, ebenso über den missionarischen Eifer, mit dem Sänger Aaron dieses professorale Sprachungetüm als völkerverbindenden Geniestreich feiert. Vielleicht wird sich aber auch das noch als kluger Einfall erweisen, sprang doch immerhin bereits ein Auftritt beim Esperantotreffen in Budapest heraus und das Publikum ihrer Auftritte, für die die vier die Fehmarngarderobe ihrer großen Brüder zu plündern scheinen, ließ sich z. B. auf der Beatitudes-Party offenbar vorbehaltlos überzeugen.

Perfektes 3-D-Kino bieten die **Subtones**, schonungslos wird den Sixties nachgestellt, dies aber mit stimmigem, dokumentarischem Eifer. Da gekonnte Cover-Versionen mehr denn je gefragt sind, kann man sich dem „99th floor" der Moving Sidewalks, gespielt und inszeniert von diesem rüschigen Trio, ruhig hingeben. Wer dann auch noch Van-Morrisson-Kopien so genau herstellen kann, ist kein schlechter Mensch, sondern der geborene Animateur.



La Monda Noy

The Golden Vampires, schon lange einer breiteren Hörerschaft bekannt, fordern mit ihrer gegenwärtigen Produktion und ihren professionellen Auftritten Aufmerksamkeit; „Creeping Poison" ist schon mit der dritten Pressung im Verkauf, mehr als die Hälfte der Singles gehen in England über den Ladentisch. Hinter der Bühne wird heftigst gestritten, sei es mit Ex-Mitgliedern, die jetzt bei den Nirvana Devils spielen, sei es mit dem Bassisten, der kürzlich die Band „aufgrund musikalischer Differenzen" verließ, auf der Bühne oder im Studio präsentiert man Gradlinigkeit und stilistische Einheit vom Feinsten. Besonderes Lob gebührt dabei Sänger Olaf, der seine Stimme gerissen in das Gesamtvolumen der Gitarrenklänge einhaut, sie durchdacht, berechnet und ohne egozen-



Die Imperien schlagen zurück:

Neue Turbulenzen auf dem deutschen Independent-Markt! Von der interessierten Öffentlichkeit nahezu unbemerkt fusionierten zum 1. Februar dieses Jahres die beiden unabhängigen Imperien **Atatak** und **Das Büro.** Der sogenannte Medienverbund beherbergt von nun an zwei Labels: Büro Records und Atatak, ein Tonstudio, einen Musikverlag und auch weiterhin den Büro-Vertrieb, der ja seinerseits die Nachfolge des unglücklich operierenden Eigenstein-Vertriebs antrat. Seit dem Frühjahr gibt es zudem einen Co-Vertriebs-Vertrag mit **Pläne** aus Dortmund. Unter anderem hat sich der Düsseldorfer Medienkonzern von dem langjährigen Partner **Alfred Hilsberg** getrennt, der seine beiden Labels, **Zick Zack** und **What's So Funny About,** fortan von **EfA** vertreiben läßt. Hilsberg weiß seinerseits nichts von triftigen Kündigungsgründen; der angegebene Grund – „zu spätes Liefern von Platten" – erscheint ihm nur als Vorwand. Pünktlich wie das alljährliche Weihnachten wird Hilsberg nun das endgültige Aus prophezeit. Davon will er natürlich und wie immer nichts wissen und verkündet: „Ich bin froh, nicht mehr beim 'Büro' zu sein!"

Eine Auffassung, die umgekehrt auch für Büro/Atatak zutrifft. **Michael Tesch,** ehemaliger SPEX-Mitarbeiter als Cassettenonkel und jetzt Mitinhaber von Büro/Atatak, begründet die Trennung von Zick Zack mit der lakonischen Bemerkung, daß man endlich seriös arbeiten wolle. Außerdem sei es Zeit, erwachsen zu werden und sich nicht mehr das „Gejammer um die Geldauftreibungsversuche von Hilsberg anhören" zu müssen.

Die ersten Monate des neuen Medienverbundes wurden verstärkt zur Labelarbeit benutzt. Das Büro/Atatak benahmen sich dabei wie Uli Hoeneß auf dem Fußball-Transfermarkt, nach dem Motto: Alles kaufen, was da ist. Dementsprechend



The Beatitudes



The Subtones

trische Ausrutscher einsetzt. Ab August ist mit der neuen Single „Gone For Good", ab November mit einer EP zu rechnen. Die Tour im Herbst sollte sich ein jeder vormerken.

Den **Nirvana Devils** ist gleichwertiges gelungen, sie haben sich eingearbeitet, Sicherheit beim Auftritt gewonnen und beherrschen zwei Handvoll ansteckender Songs. Warum aber gerade „Secret Agent Girl" in den nächsten Wochen als zweite Single erscheinen soll, bleibt rätselhaft, da spritzigeres und besseres Material zu Hauf im Set vorhanden ist. Es bleibt die Freude auf die EP im Herbst. Besonders gut kommen die Songs, wenn Gitarrist Christoph ins Vokal-Geschehen eingreift, allein oder im Chrous singt und so die bisweilen zu zentrale Rolle der Leadsängerin abschwächt.

Die **Beatitudes** zeigen sich unbeeindruckt durch die jetzt wohl ausgestandenen Namensquerelen, gehören weiter zu den interessanten und kraftvollen Bands. Als Reflex auf unbelehrbare Neider legte man routinierte und spannende Auftritte hin, organisierte Gitarrist Bob die Beatitudes-Party mit 13 Bands zum vollen Erfolg. In den nächsten Wochen konzentriert sich die Gruppe auf die Vorbereitung neuer Überraschungen, die im Herbst zelebriert werden sollen. Der gemeinsame Nenner der sechs Bands: Mit ihren musikalischen Möglichkeiten erteilen sie lokaler Begrenztheit und einer dadurch ausrechenbaren Musik eine Absage. Jeder Konzertbesucher wird unter Umständen von einer silbernen Kugel zu gut getroffen.

Markus Schneider Uwe Klinkmann

ZICK ZACK VS. BÜRO/ATATAK

groß ist die Liste der geplanten Veröffentlichungen für den Sommer und Herbst 1985: Die **Beatitudes** nehmen im August Stücke für eine erste LP beim Büro auf. **13** ist eine bisher anonyme Band, bei der es sich gerüchteweise um **Mayo Thompson, Ulli Meyer** und **Raoul Walton** handeln soll und von denen für den Spätsommer ein erstes Produkt erwartet werden darf. Weiterhin sind geplant: eine **Subtones**-Single, eine neue **Fehlfarben**-Single („Keine ruhige Minute", in der Besetzung Hattler, Bauer, Schwebel und Jahnke), eine neue **Family-Five**-Single „Jochen Hülder gibt 'ne Party" und eine **Wolfgang Spelmanns**-LP (ex-DAF). Neben diesen etwas profilierteren Acts sollen aber auch Platten von unbekannten Bands wie **Soveskoe Foto** (aus Rosenheim), **One Second Kick, Hangmen Also Die** (beide aus Düsseldorf), **Five Guns West** (Karlsruhe) und **Volume Unit** (Milwaukee) den Weg in die einschlägigen Plattengeschäfte finden.

Bleibt nur die Frage der Finanzierung dieser zahlreichen Produkte. Vermutungen über die üppig fließenden Geldquellen reichen von der Notendruckmaschine im Keller, über die Mitgift der Braut, die Mitinhaber Norbert Wehner im Juni vor den Traualtar führen durfte, bis hin zu den guten DDR-Kontakten, die man durch die Kooperation des DKP-nahen Pläne-Vertriebs aufgebaut haben dürfte.

Eines aber ist sicher: Das Geld kommt sicherlich nicht aus einer kommerziell erfolgreichen Vergangenheit von Büro und Atatak. Hilsberg seinerseits denkt nicht an Aufgabe. Nicht nur hat er die Absicht, in Zukunft alle Rechnungen zu begleichen, auch eine neue Labelgründung steht ins Haus: **Konrad** soll das Spielzeug heißen, benannt nach dem Elmshorner Minimal-Pop-Künstler Konrad, der kürzlich Material für eine LP einspielte.

SUNSPLASH IN LONDON

Eine Bestandsaufnahme zeitgemäßen Reggaes bot „Capital Radio" im Londoner Crystal Palace-Fußballstadion an, und einige Tausend kamen, um sich zehn Gruppen in etwas mehr als acht Stunden anzuhören. Die **Investigators** aus London eröffneten um Punkt 12 Uhr. Zwei Sänger mit großer, bläserverstärkter Besetzung im Rücken vermochten das Publikum mit ihrem recht unterhaltsamen und eingängigen Happy-Go-Lucky-Reggae noch nicht so richtig zu packen. Ganz anders **Paul Blake & The Bloodfire Posse,** „the first time in Europe": Paul, klein, muskulös, beckenkreisend – macho, ist vielleicht der kommende Star: Ausstrahlung und Stimme und ein stilistisch abwechslungsreicher Set. (Sleng Teng nebst Marleys „Hypocrite" nebst „Pink Panther"). **Smiley Culture** dagegen konnte mir live nicht beweisen, wieso er mit seinem (Cockney-Translation) Toasting so viel Erfolg hat. Verstanden hab' ich sowieso kein Wort, und außerdem lag Smiley des öfteren neben der Musik der Caution Band, die anschließend auch **Maxi Priest** begleitete: federleicht, sofort zum Tanzen animierend, aber auch ohne einen größeren bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Du hattest Maxi Priest schon fast wieder vergessen, als **Arrow** mit seiner 16 Mann/Frau starken Band sein Soca-Feuer abbrannte. Rhythmus, Rhythmus, Rhythmus. Bei **Third World** mußte ich mich dann erst mal wieder hinsetzen. Zu sehen gab's sowieso nicht viel: Leute, die sich wie Superstars aufführten, aber keine sind. Reizloser Disco-Reggae-Crossover. Hier trat der Qualitätsunterschied zu den folgenden wirklichen Stars besonders deutlich hervor: **The Rhythm Twins,** die allgegenwärtigen Sly Drumbar & Robbie Basspeare spielten eine Viertelstunde lang feinste Instrumentalmusik, unterstützt von einer exquisiten dreiköpfigen Bläsersektion, die wiederum angeführt wurde vom vortrefflichen Saxophonisten Dean Frazer, dazu ein Mann am Synthi und einer an der Gitarre. Sly, wie immer kaum sichtbar hinter seinen Drums, spielte ruhig, sicher, präzise, um zwischendurch förmlich zu explodieren. Er ist einer der wenigen Drummer, bei dem mir der Syn-Drum-Sound nicht auf die Nerven geht. Robbie, arrogant kaugummikauend auf und ab gehend, zielte seine Baßläufe direkt auf Fuß und Knie. **Ini Kamoze,** der danach 20 Minuten singen durfte (und gewiß nicht schlecht), profitierte sichtlich davon, Sly & Robbie als Backing group hinter sich zu haben.



Gregory Isaacs

Der absolute Höhepunkt kam dann, als der angekündigte Sugar Minott unauffindbar blieb und **Gregory Isaacs** früher als erwartet zu seinem Auftritt kam. Unheimlich dünn, in grauem Anzug mit hellem Hut, langsam am Bühnenrand herumschleichend, hatte er das Publikum von Anfang an in der Hand. Welch eine Ausstrahlung! Daß die Stimme vielleicht etwas dünner und gepreßter klang als sonst, fiel nicht so ins Gewicht. Kaum einer bringt Lovers Rock wie auch eigene, böse Erfahrungen wie einen Gefängnisaufenthalt so gefühlvoll wie Isaacs. **Sugar Minott**, endlich aufgetaucht, hatte es hinterher schwer, trotz seiner wirklich angenehmen Stimme, die er abwechslungsreich einzusetzen vermochte, und seiner Unterleibsstöße. Ein guter Abschluß für Reggae-Sunsplash '85.

Fazit: Reggae überlebt auch dieses Jahr, Festivals wie „Sunsplash" helfen mit, nachrückende Gruppen wie z. B. Paul Blake & The Bloodfire Posse einem großen Publikum auch außerhalb Jamaikas zu präsentieren. So wird er mit Gregory Isaacs und Sly & Robbie auch in Hamburg und München auftreten. Es gilt, in Deutschland nach dem Abflauen des alternativen Reggae-Enthusiasmus zu zeigen, daß es außer Marley (der ist tot!) und Tosh (der ist künstlerisch tot!) auch andere, auch heute noch bedeutende Reggae-Musiker gibt.

Brecht Brozio

Fanzines







Auch im Sommerloch reißt der Strom der Zusendungen nicht ab, und inzwischen dürften wohl gut drei Dutzend verschiedene Titel im SPEX-Archivkeller lagern. Es geht kreuz und quer durch die Republik, sogar die Nachbarländer beteiligen sich fleißig am lustigen Einsenden. Wacker voran, Freunde – auch der heißeste Sommer hat mal ein Ende.

Neues aus dem August-Programm:

Start: Das Fanzine des Monats kommt diesmal aus dem Land der Mehlspeisen und Frostschutzmittel. „Start" aus Wien beleuchtet über 60 Seiten die neue europäische Mod-Szene. Eine musikalische Reise mit ausführlichen Artikeln über Rom („Underground Arrows"), Ingolstadt '84 und die Linzer Mods. Congratulations!
M. Breiner/Laudong 51 / 9 / A-1080 Wien

Colours & Voices: Eine Mischung aus Sixties-, Independent-Szene und The Jesus & Mary Chain erreicht uns aus Schleswig-Holstein. Die in der letzten Zeit oftmals auftauchende Verquickung von Rarity-Themen von 1960 bis heute setzt sich weiter fort. Interessante Discographien.
F. Kühl / Albert-Schweitzer-Str. 23 / 2300 Kronshagen

Dextrin: Nochmals Mods aus Norddeutschland. Für DM 1,– ein Faltheftchen zum Thema.
H. Bayerer / Kirchstr. 2 / 2970 Emden 1

Hinterland: Regelmäßig alle 2 Monate aus der südwestdeutschen Kulturprovinz funkt das „Hinterland". Regionale Neuigkeiten, Konzertrückblicke und Lebenshilfen von:
R. wünsch / Wittichweg 5 / 6500 Mainz

Das Testament: Ein „Schmuddelzine" mit Beiheft („Der Glöckner") wütet in Osnabrück. In klassischer Zeitungsschnipsel-Aufmachung lesen wir alles über wildes Leben nördlich des Teutoburger Waldes.
F. Engel / Natruper Str. 151 / 4500 Osnabrück

Limited Edition: Aufstrebende Comic-Künstler haben die Berliner in ihren Reihen. Ansonsten Mauerstadt-regional mit den Waltons und Die Zwei.
B. Schrenk / Holzhauser Str. 89 / 1000 Berlin 27

Dissens: Zweite Ausgabe „der unregelmäßig erscheinenden Texte und Bilder." Bittet höflichst darum, als Fanzine ohne Musik propagiert zu werden. Wortkunstwerke und ein Marcel-Duchamp-Spiel.
M. Horn / Klipperweg 3 / 2970 Emden

Cabeza Cuadra: Aktuelles von Rhein und Ruhr, Very Things, Marc Riley und Skeletal Family über: Hartinger / Hohe Str. 60 / 4100 Duisburg 1

Wann kommt das erste Jazz-Fanzine?

SCHNELL +

JOHNNIE UND FRANKIE

Würden Sie ihren Sohn Rolfi nennen? Oder Heini? Und dann noch erwarten, daß er später zu einer Persönlichkeit heranreift, die die Welt aus den Angeln hebt? Sicher nicht. Eltern, die schon bei der Taufe ihrem Kind nur Mittelmäßiges gönnen, wollen in den seltensten Fällen, daß aus dem Kleinen eines Tages mal was Besseres wird. Und ungefähr so fallen diese Typen dann auch aus. In Amerika und England funktioniert das gewiß nicht anders, aber dennoch werden neuerdings genau diese Typen angesungen. Johnny soll unbedingt zurückkommen, Frankie sich an vier Schwestern erinnern; beide von ähnlichen Bläser-Riffs angelockt, schlagen eine Bresche für das neue alte Ding: der Kumpel als **objet du desire.** Man sieht sie vor sich, diese netten Biertrinker, den Pendants zu Bruce in der Songwriter-Imagination, die neuen all-american Arschlöcher, deren langgezogene, gleichwohl nur im Diminuitiv ausgesprochene Namen, ununterbrochen aus Radiogeräten die sommerlichen Großstädte beschallen.

THE UNKNOWN CASES



„Cologne is not one of Germany's busiest cities" – hörte man Can-Musiker Mitte der siebziger Jahre in Interviews zu ausländischen Journalisten sagen. Ich gehe sogar so weit zu behaupten, daß Köln Deutschlands größte Kleinstadt ist. Sie bietet wohl den idealen Nährboden für den Typ eingefleischter Musiker, der erst nach jahrelanger Arbeit in miefigen Proberäumen und nach Freundschaften mit allen erdenklichen Musikerkollegen in der Lage ist, eine gute Platte zustande zu bringen, die auch auf dem internationalen Markt bestehen kann. Im Fall der Unknown Cases sind sogar schon zwei solcher Platten entstanden.

Das Gerüst der Unknown Cases bilden Helmut Zerlett (Keyboards) und Stefan Krachten (Drums), zwei Gründungsmitglieder der Can-Nachfolgergruppe und „Stollwerck"-Hausband Dunkelziffer. Ihre Debutmaxi „Masimbabele" – Anfang 1984 erschienen und mit dem schwarzen Percussionisten und Sänger Reebop Kwaku Baah eingespielt – erzielte nicht nur erstaunliche Erfolge bei internationalen Kritikern, sondern wurde mittlerweile zum Discothekenstandard. Mit ihrer neuen Single „If You Want Me To Stay" (nach Sly And The Family Stone) stellen sie ihre neue schwarze Sängerin Sabiha Kara, eine Entdeckung aus London, vor. Das Interessante ist, daß sie aus dem verkifften, behäbigen Original eine moderne, kräftigflotte Tanznummer gemacht haben, die auch im Radio kommerzielle Konturen erkennen läßt. Den Laid-back-loose-shaking-Hippie-Groove des 73er Vorbilds haben sie mit einer gutsitzenden 80er Tanzuniform ausstaffiert. Die Unknown Cases-Variante zum gegenwärtigen Soul-Boom?

Der Einfluß schwarzer Musik, insbesondere Soul und afrikanische Musik, ist bei den Unknown Cases grundlegend. Helmut Zerlett:

„Für mich kommt es insbesondere auf das Gefühl an, wie man die Songs aufbaut. Das klassische weiße Akkordschema, speziell die Fugenkompositionen usw., gefällt mir nicht. Der andere Weg, Musik zu machen bis ein Groove entsteht und dann daraus etwas zu entwickeln, gefällt mir viel besser."

Als weißer Musiker kann man wohl lernen, sich in einen Groove hineinzuspielen, aber wenn man daraus einen guten Song machen will und versucht, das schwarze Soul-Feeling zu imitieren, dann klappt das nicht. Insofern haben die Unknown Cases mit Sabiha Kara als Sängerin eine gute Wahl getroffen.

H. Z.: „Das ist klar, obwohl ich Sänger nicht nach Hautfarbe, sondern Ausdruckskraft unterscheide. Aber sagen wir mal, ich kenne wenig weiße Sänger, die das so machen können. So sind wir zwangsläufig auf Reebop, Rosko Gee (Bassist) oder Sabiha gestoßen."

Sabiha Kara: „Die Stimme ist für mich immer von Bedeutung gewesen. Ich trage zwar keine Last auf meinen Schultern, aber schwarze Musik entstand durch Sklaverei, und die Leute, die Gospel, also über Gott sangen, bedeuten mir schon viel. Es ist Teil meines kulturellen Erbes. Ich bin auch froh darüber, daß ich mit einer deutschen Band singe, denn ich glaube, Deutschland sollte viel mehr multi-rassisch sein. Ich finde es toll, wenn ich Schwarze und Weiße zusammen sehe, ich mag alle Arten von Menschen. Wenn alle zusammenkommen und sich verständigen, ist das einfach besser. Was unsere Platte interessant macht, ist, daß von jeder Kultur was drin ist. Deutsches, Französisches, Schwarzes usw."

H. Z.: „Unser Ziel war immer, Musik für die Welt zu machen, nicht speziell für Köln oder Deutschland. Es gibt gute deutsche Musik, aber wenn man die Stimme hört, wird einem direkt der nationale Charakter bewußt. Dafür gibt es auch keinen internationalen Erfolg."

Und der internationale Erfolg der Unknown Cases war gewiß nicht vorprogrammiert. Anfänglich als Projekt gedacht, lag schon ein Schatten über der ersten Veröffentlichung „Masimbabele". Der afrikanische Session-Percussionist Reebop Kwaku Baah, der in den 70ern Traffic- und Can-Platten auf die Beine half und maßgeblich an der ersten Platte beteiligt war, starb völlig unerwartet an einer Gehirnblutung während eines Konzertes in Schweden. Nach dieser Nachricht sollte die Veröffentlichung erst mal auf Eis gelegt werden, und erst nachdem man zufällig Reebops Frau traf und über die Aufnahme von „Masimbabele" sprach, kam es zu einer Veröffentlichung. Ohne Sänger mußten Promotiontermine abgesagt werden, und geschmacklose Angebote, einen beliebigen Schwarzen als Frontmann zu engagieren, lehnte man kategorisch ab. Erst seit man mit Sabiha Kara ein festes, drittes Mitglied gefunden hat, die ebenso über ausgesprochene gesangliche Talente wie optische Ausstrahlung verfügt, sind derartige Identifikationsprobleme beseitigt. *Olaf Karnik*



VERGÄ



ASTRUD GILBERTO

Das Ipanemamädchen ist erwachsen geworden.

In Yuppie-Hochburgen wie Düsseldorf laufen ihre Songs auf Endlosschleifen. Portugiesisch (geht wie Spanisch mit zugehaltener Nase) wird landauf landab zum Modefach an romanistischen Seminaren, ein Sampler mit sogenannter Cocktail-Musik bietet ihre Musik in der Nachbarschaft der Stranglers und Matt Bianco an, und Astrud Gilberto singt sogar selber wieder öffentlich. Thomas Hecken hat das Für und Wider abgewogen.

Foto: Moni Kellermann





Samba de uma nota só: Here's a little samba on a single note; other notes will follow, but this one is the basis, and the next one follows it . . .

Das Bekenntnis, von irgend jemandem beeinflußt worden zu sein, wird langsam und sicher lästig und überflüssig. Nicht so sehr, daß zumeist das Plagiierte verborgen oder – je nach Dümmlich- und Dreistigkeit – herausposaunt wird, soll mich hier stören, vielmehr das Null und Nichtige eines solchen Verweises. Beispielhaft hierfür ist der Hinweis ungezählter Rock- und New Wave-Sängerinnen auf Billy Holiday, eine Referenz, die sowohl beleidigend als auch selbstzerstörerisch ist. Auf anderer Ebene bleibt das auch noch ein Schuh. Wenn ich über Bossa Nova reden will, muß ich gleich erklärend anfügen, daß das das sei, was Matt Bianco ab und zu spielen. Wenn ich was über Astrud Gilberto schreiben will, muß ich gleich verteidigend anfügen, daß das die sei, die von Sade als Einfluß zitiert wurde.

Doralice, just as I told you, loving is foolish nonsense; I prefer to live alone with the lament of my guitar. Now what are we going to do? „Doralice"

Eine wirklich intelligente Verbindung will ich aber nicht verschweigen. Julie Burchill: „Strawberry Switchblade und Prefab Sprout spielen die schöne, ziellose Musik der Neuen Vergeßlichkeit. Zu deren Jazz-Sektion gehören Sade und Working Week, und ihr Denken gipfelt in der Frage, ob es nicht nett wäre, wenn Rock nie passiert wäre. Wenn Pop niemals WUT-Musik, niemals ABART-Musik, niemals FREMDARTIG geworden wäre, wenn Pop niemals versucht hätte, 'Mutters Haar zu bleichen' (Monsieur Levi-Strauss); angenommen, die Pop-Uhr wäre bei Astrud Gilberto und Burt Bacharach stehengeblieben, angenommen, Pop hätte nie schlechte Laune bekommen, angenommen, Pop wäre sauber und anständig geblieben. Musik für Marie Celeste: Wenn ihr noch nach Glauben sucht – und so viele scheinen das noch immer zu tun: nach Religion in einer Plastikplatte fahnden, als ob sie sie in Lourdes gekauft hätten –, dann werdet ihr diese Musik nicht mögen. Wenn ihr dagegen nur mit den Füßen wippen wollt – und was könnte ein Erwachsener mehr von einer Pop-Platte fordern? –, dann wird sie euch gefallen."

Whoever believed in the love, the smile and the flower and dreamed on and on, and refused to see the sadness, even though he searched for a path without believing in a happy day – then whoever returned to the love, the smile and the flower experienced everything – his grief revealed the pathway of love, and he was no longer sad. „Meditação"

Als 1982 Eberhardt Steinkrüger in „Sounds" den Lesern die brasilianische Musik vorstellte und näherbrachte, sprach man noch von „the next year's thing". Nun wissen wir ja heute, das „Sounds" auch nicht mehr „next year's thing" sein würde, was natürlich nicht die relative Nichtexistenz brasilianischer Musik in Amerika und Europa erklärt. Kurz und einfach gesagt: im positiven Sinne ist sie zu subtil und zu tänzerisch, im negativen Sinne ist sie zu nett, zu sehr Eiscafémusik. Bei den letzten Produkten brasilianischer Popmusik kam noch vermaledeiend hinzu, daß die Melodie fehlte oder zu schwach entwickelt war, und so das Subtile nur noch nett war, und daß der Rhythmus sich dem amerikanischen Einheitstakt zuwandte, und so das Tänzerische auf das Tapsen der Eiscafébedienung reduziert wurde.

The duck was waddling along, happily singing „quack, quack" when a wild duck asked if he could join in the samba. The goose liked the duo, so he asked the swan to come too. Right by the lakeside they want to perform; I especially liked the final act when they all fell in the water, singing away „quack, quack". „O pato"

Als die Platte erschien, mit der alles anfing, „the record that introduced Bossa Nova to U.S. audiences", benannt nach den zwei Größen der brasilianischen Musik, „Gilberto/Jobim", bestand die Einführung zunächst einmal im Prononcieren des Namens des Gitarristen und Sängers João Gilberto: „Pronounced Joe-OW-oh Jeel-BEAR-toh." Diese Einführung bestand darüber hinaus in kleinen Texten zu den einzelnen Stücken, einige von ihnen sind hier abgedruckt. Und die Musik spricht für sich. Die kontrollierte, angenehme Stimme von Gilberto, das sanft beharrliche Ticken der Perkussion, die schönen, einen melodiösen Raum schaffenden Gitarrenriffs, die intelligent arrangierten Einwürfe und Untermalungen des Orchesters von Antonio Carlos Jobim. Die Platte ist wie aus einem Gruß, gerade weil die Stücke nur kurz angetippt werden und nach der Pausenrille ohne Bruch in eine leicht veränderte Handlung übergehen.

In the corner is a guitar, and this love will play a song to bring happiness to my loved one. From the window we can see the corcovado, and the statue of the Redeemer – how lovely. „Corcovado"

Der Erfolg des Bossa Nova ist nicht denkbar ohne „The girl from Ipanema", Astrud Gilbertos „one-and-only butcher's boy whistle" (Fred Dellar). Aufgenommen mit dem Tenorsaxofonisten Stan Getz, bei einer Zusammenarbeit zwischen ihm und João Gilberto, Astruds Mann. Bis dahin hatte sie auch gesungen, im Rahmen der musikalischen Ehe, in der Küche, im Hotelzimmer. Sie hat ein Stimmchen – eine kleine, sanfte Stimme, mit einer ausgesprochenen, bezeichneten Melancholie, also ohne Seelenschwulst und Sentimentalität. Sie ist das Mädchen von Ipanema . . . when she walks it's like a samba that swings so cool and sways so gently . . .

Eine aufgeklärte Naivität ist ein Reiz, dem nichts gleicht. (Vauvenargues)

Sagen wir noch einmal 1964. Vorher gab es natürlich auch schon wunderbare Begegnungen von Jazzmusikern mit Latinomusik. Dizzy Gillespies „Cubano Be Cubano Bop", Charles Mingus „Tijuana Moods", Charlie Parkers „La Paloma". Ein klein bißchen schlechter Kenny Dorhams Hard Bop-Apotheose „Una Más". Diese amerikanischen Auseinandersetzungen mit dem neuen musikalischen Material waren alle sehr direkt und aggressiv; ein spannungsvolles Aufeinandertreffen zweier Kulturen, bei dem die Amerikaner vor allem auf die neuen heißen Rhythmen reagierten. Der Bossa Nova von 1964 war cool (man spekuliert auch, daß er als Synthese von Cool Jazz und Samba entstanden ist), doch nicht im Sinne von Geometrie, Linearität, Zirkelschluß. Bossa Nova war eher die helle, aber unbekanntere Seite des Soul, auf der Blut, Schweiß und Tränen gegen kühle Frische, leichte Melancholie und entspannte Distanz vertauscht wurden. Man mußte nicht kämpfen für Gerechtigkeit, Selbstbewußtsein und Identität, sondern hatte diese Dinge und versuchte, sich mit ihnen einzurichten, die diversen Sinnkrisen schon im Hintergrund. Die letzte weiße Musik. Die letzte erwachsene Musik. Die die Welt in ein angenehmes Licht rückte und es erlaubte, sich in ihr elegant zu bewegen.

NGLICH


Fotos: Renate Kirbach

Die Kastrierten Philosophen • Unordnung und frühes leid •

Mag noch jemand hören, daß eine Band ganz heiß von Velvet Underground beeinflußt sei? Nicht? Aha! Die Kastrierten Philosophen mögen das auch nicht hören, erst recht nicht über sich. Dabei sollen sie manchmal eine Viola zum Klingen bringen, die noch Vorbild John Cale vor Neid erblassen ließe, behaupten jedenfalls die Freunde dieser Band aus dem bestimmt nicht rechtwinkligen Dreieck Hamburg – Hannover – Verden (Aller).



Vor ein Problem sehen sich momentan wohl viele Post-Neue-Welle-Bands gestellt: Es gibt nahezu keine musikalische Heimat, kaum einen Punkt in der Geschichte deutscher populärer Musik, auf den man sich beziehen könnte, aus dem einfachen Grund, daß eine solche Geschichte nicht existiert, bzw. weil eine Kontinuität nie vorhanden war. Die Geschichte deutscher Pops war seit jeher bedingtes Spiegelbild britischer und amerikanischer Kulturen (von einigen wirklich innovativen Ansätzen einmal abgesehen). So ist es denn auch ungerechtfertigt, einer Band wie den Kastrierten Philosophen angesichts des Genusses ihres Debutalbums „Love Factory" vorzuwerfen, das alles würde sich ja sehr wie Velvet Underground, 60er Jahre und überhaupt trendgerecht psychedelisch anhören und anmuten. In Ermangelung weiterer Kriterien und Parallelen innerhalb deutschen Musikschaffens ist die Brücke zu weiter hergeholten, bemühten Vergleichen, wie etwa zwischen dem Gesang der Sängerin Katrin Achinger und dem der Velvet-Chanteuse Nico, schnell geschlagen.

Wenn man sich das Debutalbum der Kastrierten Philosophen, bisheriges Endprodukt einer 5jährigen Entwicklung, zu Gemüte führt, kann man die 60er – und speziell Velvet-Einflüsse – kaum verleugnen. Trotzdem ist dieses Album zu den gelungensten und in sich eigenständigsten Veröffentlichungen zu rechnen, die uns 1985 bis jetzt beschert hat, und ist auch in der Reihe sonstiger deutscher „psychedelischer" Bands und Velvet-Epigonen ohne Parallelen. Diese Tatsache scheint noch verwunderlicher, wenn man in Augenschein nimmt, daß diese Band geographisch in dem Dreieck Hannover–Verden–Hamburg beheimatet ist.

Die Kastrierten Philosophen begannen 1981 zunächst als Duo, bestehend aus Matthias Arfmann und Katrin Achinger, zu der Zeit also, als die deutsche Musik in Gestalt der NDW zwanghaft um eine neue, eigene Identität bemüht war. Die Kastrierten Philosophen paßten damals schon nicht unbedingt in das Klischeebild einer NDW-Band, waren noch im Experimentierstadium, sangen weiter englisch, so daß auch ihre erste EP, erschienen 1983, kaum auf Resonanz stieß. Und einer bestimmten Welle haben sie sich damals schon nicht zugehörig gefühlt.

Katrin Achinger: „Wir haben nie versucht, besonders deutsch zu klingen. Wir haben natürlich viele Dinge aufgegriffen, die viele zu der Zeit damals gemacht haben, benutzten Synthis und Rhythmusmaschinen. Es war einfach der Kick, irgend etwas auszuprobieren, und damals war es ja noch in, so dilettantisch wie möglich zu sein."

Die Duo-Formation erwies sich schon bald als zu limitierend, hinzu kamen Wolfgang Wiggers und Rüdiger Schmidt aus dem damals geradezu unerschöpflich wirkenden Musikerpotential des Reiterstädtchens Verden, dessen teilweise hochkarätige Bands leider nie über den Status von zu schnell vergessenen Cassettenproduktionen hinauskamen. Mit dieser Besetzung nahm das Klangbild der Formation schon die ihr eigenen aktuellen Charakteristika an, dokumentiert auf der '84 erschienenen EP „Lens Reflects Fear".

„Love Factory" ist nun der bisherige Höhepunkt: Die stilistischen Grundlagen sind gegeben, doch ist die Ausführung sehr individuell und setzt neue Akzente. Dazu tragen alle vier Musiker gleichermaßen bei; die beiden Stimmen der Band, einmal Matthias Arfmann, dessen Organ sich wahrhaft wohltuend von allen gequält pseudopsychedelischen Knödeleien abhebt, von erfrischender Direktheit und unkonventionell roh, auf der anderen Seite Katrin Achinger, die vor allem den ungewöhnlichen Songs genug eigenes Profil und Persönlichkeit einhaucht. Das interessanteste musikalische Element dürfte dabei die eigenwillig gestimmte Kindervioline von Wolfgang Wiggers sein, die vor allem in den gesetzteren Songs das tragende Element ist.

Die Kastrierten Philosophen sind dabei weit entfernt, sich ein düsteres oder gar psychedelisch gefärbtes Image zurechtzulegen, sie wollen auch nicht als Avantgarde oder Intellektuelle gelten. Ihre Intentionen gemahnen eher an Iggy:

Matthias: „Wir versuchen nicht, eine Härte/Kaputt-Show abzuziehen, irgendein Image aufzubauen, daß uns gar nicht entspricht. Wir versuchen nur, durch unsere Musik, deren Härte und Direktheit zu überzeugen, vor allem bei Live-Auftritten. Wenn man in der Öffentlichkeit auftritt, ist es schon in Ordnung, wenn man sehr hart ist. Man muß sich schon exhibitionieren, und das macht heute kaum eine Band mehr. Wenn ich singe, 'I Don't wanna fuck', dann ist das Exhibition bis ins Letzte. Viele Leute kommen vielleicht nur zu unseren Auftritten, weil sie die Reproduktion der Platte hören wollen, und wenn du dann voll reinhaust, sind die hypnotisiert, völlig geschockt.

Und für spektakuläre Auftritte sind die Philosophen heute noch gut. Wie unter anderem ihre Version des Velvet-Klassikers „Heroin" zeigt, die sie auch jetzt noch in ihr Live-Programm integrieren und zu den besten Interpretationen dieses Stükkes gezählt werden muß: moderat und einfühlsam beginnend, getragen von Katrins dunkel-trauriger Stimme und sich dann nach und nach zur Feedback-Orgie steigernd. Doch bei Exhibition soll es nicht bleiben:

Matthias: „Was mich ärgert, ist die Tatsache, daß viele Leute glauben, wir denken uns nichts bei den Sachen, die wir machen, wenn wir sagen, unsere Musik sei ein Ventil für unser chaotisches Innenleben."

Und welche deutsche Band leistet sich heutzutage noch so viel innere Unordnung?

Ecki Stieg

SONNENSCHEIN, GLÜCK ALLEIN.

TEXT: RALF NIEMCZYK · FOTO: PETER BOETTCHER

Erinnern wir uns? „Tuut, tuut" – das Nebelhorn tönt dumpf, ein Trommelwirbel wirbelt, und ab geht die Fahrt: Das „Nightboat to Cairo" von Madness tuckert noch immer in meinem Ohr, wenn mich jemand an Ska-Revival erinnert.

Das letzte Mal ertrank London und das übrige Pop-Europa 1980 in schiefergrauen Kompott-Hütchen, schmalen Schlipsen und schwarz-weißem Allerlei. Madness, The Specials, The Beat und The Selecter waren die kommerziellen Renner einer musikalischen Synthese aus weißem Beat und schwarzen Roots. Die Wurzeln des Ska liegen in Jamaica, aufgepeppt und übernommen von weißen Jugendlichen Ende der Fünfziger, als das britische Commonwealth unterging und sich die ersten Farbigen in South-East-London niederließen. Der „Rude-Boy" kam nach Europa.

Seitdem interessieren sich die Freunde guter Musik für diese spannungsgeladene Mixtur aus Tanzmusik und Rassenkonflikten. Es waren die frühen Skinheads, die auf der Suche nach einer eigenen musikalischen Identität, und was noch viel wichtiger war, auf der Suche nach musikalischer Abgrenzung gegen Teds (Rock' n' Roll) und Mods (Soul, Rhythm' n' Beat) der flotteren Version des Reggae verfielen. Wühlt man in alten Skinhead-Playlists, stößt man auf Namen wie The Maytals („54–56 That's my number"!!), Lee Perry, Laurel Aitken (der Vater des Ska) und den jungen Bob Marley. „Skinhead Moonstomp" aus dem Jahre 1969 ist, obwohl jüngeren Datums, wohl eines der besten Beispiele, wie der leiernde JoJo-Sound des Reggae in eine – flotte – Tanznummer verpackt werden kann.

Vor diesem Hintergrund spielte sich auch das Ska-Revival Anfang der Achtziger ab. „National Front" und „British Movement" gehörten inzwischen zum Bild der englischen Gesellschaft, und der Drall der Skinheads nach rechtsaußen hatte sich schon seit etwa 1970 abgezeichnet. Besonders Madness als „rein weiße" Ska-Band mußten immer wieder mit faschistoiden Entgleisungen ihres Publikums kämpfen. Es hatte sich zwar viel geändert in den Jahren seit der Ur-Ska nach England kam, doch den Kick ans Tanzbein spürten die 80er Skinheads genau wie ihre Vorgänger von damals. So war dann auch das „Two Tone"-Label (Specials, Selecter, frühe Madness) aus Coventry mehr als nur ein Versuch, gute, unabhängig produzierte Musik zu vertreiben. Es diente ebenso einem Miteinander von Schwarzen und Weißen.

Von Strand-Mods und Repo-Männern

Auch die amerikanische Pop-Band The Untouchables aus Los Angeles bedient sich der Stilelemente des Ska. Angefangen bei den schmalkrempigen Hüten und dunklen Sonnenbrillen, über die smarten Jacketts bis zur locker swingenden Musik: Die Check-Liste für Bilderbuch-Rude-Boys ist zu 100% erfüllt.

Das Sextett von der Westküste (vier Farbige, zwei Weiße) tingelte lange Zeit durch die örtlichen Clubs und genoß schon den berühmten Kult-Status, als sich Stiff-Labelchef Dave Robinson der Band annahm. Man wurde handelseinig, und so kam es, daß die Amerikaner im britischen Gewand bei einer britischen Plattenfirma unter Vertrag genommen wurden. Im Frühjahr '85 gab es dann erste Vinyl-Produkte der mit „live-sind-sie - phantastisch" - Lobeshymnen angekündigten Untouchables. Mich erinnerte die „Free Yourself"-Single und die „Wild Child"-LP an das eingangs erwähnte Ska-Revival anno 1980: Eine Münchener Band namens Nighthawks, die beim Düsseldorfer Clash-Konzert '80 ganz schrecklich berotzt worden ist, machte ähnliche Musik. So ein wenig Sunshine-Ska auf bayrisch, handwerklich ok., doch zu ölig und glatt produziert.

Fünf Jahre später kommt mit den Untouchables die kalifornische Antwort auf die Knödel-Boys aus München. Ebenfalls ganz nett anzuhören und Zuschauen, nur ein neuer Geheimtip polterte da nicht aus der Stereoanlage ...

Nun sollte man ja das Kind nicht in den Brunnen werfen, bevor es nicht Rede und Antwort stehen kann, außerdem muß den Live-Qualitäten auf den Zahn gefühlt werden. Und so begeben wir uns ins schöne Aachen, um bei einer „Semesterabschlußfete" (die Stadt Aachen hat eine gefürchtete Technische Hochschule in ihren Mauern) im „Metropol" den amerikanischen Stimmungskanonen ein wenig auf die Pelle zu rücken.

Ein lustiges Völkchen, richtige Sunnyboys; pfiffig und aufgeweckt reden sie durcheinander und erzählen Schwänke. Erste Anerkennung verdienten sie sich bei den „Beach Mods", einer kalifornischen Abteilung der weltumspannenden Organisation der Mods. „Beach Mods" vermischen englische Jugendkultur, Mod- und Ska-Musik mit einem guten Schuß sonniger Lebensfreude. Verbissener Ernst liegt ihnen fern. „Weißt du, die Kids wollen tanzen, gut drauf sein; Probleme werden da einfach weggefegt." Sie spielten auf Partys der Hollywood-Zirkel, was ihnen sogar zu Filmehren verhalf. In „Repo-Man" waren die Untouchables fünf Minuten als Reifendiebe zu bewundern.

„Weißt du, der Vorwurf etwas zu kopieren (den Ska), wofür uns der Hintergrund fehlt, wurde schon öfter laut. Doch woher kommt denn diese Musik ... aus Jamaica ... und glaubst du die Engländer hätten das musikalische Erbe dieser Insel gepachtet?!" Sicherlich richtig, doch warum dann dieser Firlefanz mit Doc Martens-Schuhen und Fred Perry-Sportswear? „Was willst du, das sieht halt gut aus." Nun gut, „Enjoy Yourself" trällerten ja schließlich auch die Specials. Sie lassen da gar nichts anbrennen, die drei vom Strand. „Elvis Presley ... und überhaupt die ganze weiße Rockmusik ist eine einzige große Geschichte des Klauens, Umschreibens und Wiederverarbeitens von schwarzer Musik. Doch wir sehen uns da nicht als kämpferische Truppe zur Wiederentdeckung alter Werte an, wir wollen einfach Spaß machen!"

So sei es denn, und im Verlauf dieses angeregten, teilweise lustigen Gesprächs wird dann auch klar, daß es sich bei den Untouchables nicht um eine Unterstufen-Gang handelt, die sich mit Musik ein Tor zum Geld aufgestoßen hat, nein – hier spricht der amerikanische Mittelstand (was immer das sein mag – die Red.), und diese Leute wollen Spaß. Später dann beim Konzert drücken die Jungs, inzwischen in stilechte Bühnenkluft gewandet, mächtig auf die Tube. Trotz Semesterende sind nur etwa 39 zahlende Gäste anwesend, doch die vier Aachener Ska/Soul- oder sonstwie Modboys kommen voll auf ihre Kosten. Ich dagegen bin immer noch skeptisch, und wenn die Bläserabteilung noch so viele Madness-Posen macht und wenn der Dread-lockige Frontmann Kilometergeld für seine Sprints über die Bühne bekommt: Die Untouchables bleiben für mich ein Kunstprodukt. Ein lustiges zwar, doch originelle, aber „Irgendwo - fehlt - da - was" - Bands haben wir genug vor der eigenen Haustür.



THE UNTOUCHABLES

Und wieder erhebt der ewige



FINE YOUNG CANNIBALS

„Wenn man zu lange mit einer Freundin zusammen war, ist man hinterher froh, wenn es endlich vorbei ist. Und wenn schon eine neue Freundin da ist, kriegt die alte um so leichter den Laufpaß!"

VON LOTHAR GORRIS

So einfach zieht David Steele den Schlußstrich unter The Beat. Eine Band, für die er mehrere Jahre lang zusammen mit dem Gitarristen Andy Cox für die Musik verantwortlich war.

Nein, er wolle eigentlich nicht mehr über die Trennung von The Beat reden. Das ist gut zu verstehen, schließlich liegt die Auflösung schon fast zwei Jahre zurück, und die Umstände waren unerfreulich. Zu lange Tourneen in den USA, der damit verbundene Rock'n'Roll-Life-Style, die für Steele schlechte letzte LP „Special Beat Service" und vor allem das sich ständig verschlechternde Klima in der Band lassen Cox und Steele nur sehr ungern an diese Zeit zurückdenken.

David: „Mit The Beat in den USA – das waren mehrere Monate zu siebt eingeschlossen in einen kleinen Bus. Die eine Hälfte der Band war völlig verrückt geworden, und die andere Hälfte haßte sich. Absolut unmöglich!"

Die Verbitterung über The Beat wurde sogar noch größer, weil die beiden die letzten waren, die vom Entschluß, die Band aufzulösen, erfuhren. Die ganze Welt wußte es – die Band, die Plattenfirma und sogar die Presse.

Schade – denn The Beat gehörten nicht nur zur Speerspitze des Ska-Booms, sondern profilierten sich nach dessen raschen Ende auch als gute, typisch englische Pop-Band mit klar definierter politischer Ausrichtung – „Stand Down Margarete". Und wer erinnert sich nicht gerne an die Beat-Songs, von „Mirror In The Bathroom" und „I Confess" bis zu „Can't Get Stand To ...", der letzten Single aus dem Sommer '83?

Danach ging man getrennte Wege. Die Fraktion um Ranking Roger und Dave Wakeling gründeten General Public, machten eine schöne LP, fielen aber weder den Käufern noch der englischen Musikpresse auf.

Cox und Steele, für die es von Anfang an klar war, daß sie auch weiterhin zusammenarbeiten würden, brauchten etwas länger, um eine neue Band auf die Beine zu stellen. Die Vorgaben waren klar: Es sollte Pop mit eindeutigem 60er-Soul-Bezug sein (schon zu Beat-Zeiten hatte man einen alten Smokey Robinson-Song gecovert, „Tears Of A Clown"), und man wollte einen Sänger haben, der besser sein sollte als alles, was die beiden bisher gehört hatten.

Das war nicht einfach. Entgegen ihren Vorstellungen waren die Straßen in England und in den USA eben nicht mit lauter kleinen Otis Reddings oder Sam & Daves gepflastert. Selbst ein Werbespot im amerikanischen MTV brachte nicht den gewünschten Erfolg. Nur durch großen Zufall fand man den neuen Otis Redding in der Person von Roland Gift, der ihnen schon mal zu frühen Beat-Zeiten über den Weg gelaufen war – als Sänger einer Vorgruppe. Die Fine Young Cannibals waren geboren, und von nun an ging es schnell nach oben mit ihrer Karriere. Ohne Plattenvertrag landeten sie als „Soul Power 84" auf dem Cover von Black Music – der damals bedeutendsten englischen Soul-Zeitung (inzwischen fusioniert mit Blues & Soul).

Roland: „Black Music wollte eine LP zusammenstellen unter dem Titel 'Great Unsigned British Bands'. Wir schickten ihnen ein Band, und als der zuständige Redakteur Chris May das zum ersten Mal hörte, glaubte er, daß ihm da jemand alte, unveröffentlichte Otis Redding-Stücke geschickt hätte. Aber die Bezüge in unseren Texten waren klar in den Achtzigern. Er war so begeistert, daß er sofort Kontakt mit uns aufnahm und sagte: 'Leute, was ihr da macht, ist großartig! Ich will euch unbedingt treffen!' So kam es zum Interview und zur Titelstory. Das war natürlich enorm hilfreich."

Nach einem Auftritt in The Tube begann dann der große Ansturm der Plattenfirmen, und ein Jahr später ist die erste Single der Fine Young Cannibals unter den ersten zehn der englischen Charts. „Johnny Come Home" hat zwar wenig mit Soul und noch weniger mit Otis Redding zu tun, ist aber trotzdem einer der besten Pop-Songs der letzten ein, zwei Jahre. Die Geschichte über den kleinen, entwurzelten Johnny, der endlich nach Hause kommen soll, gepaart mit einer feinen, einprägsamen Melodie, einem schlichten Arrangement und dem guten Gesang. Das reicht zum Ohrwurm des Sommers.

Aber nicht den Fine Young Cannibals.

Roland: „Die meisten Platten, die man heute mit Soul etikettiert, haben meistens doch keinen wirklichen Soul. Wir wollen etwas, was es vor zwanzig Jahren gab: Wirklich gute Sänger und wirklich gute Songs. Das gibt es heute nicht mehr. Diese Musik aus den sechziger Jahren hat ein ganz bestimmtes Gefühl, hat Soul. Und das ist etwas, was man nicht an einem Chorus oder einem Vers erkennt. 'Johnny' hat das."

Jeder zweite, englische Teenager, der heutzutage mit Musik seine Miete bezahlen will, hat ähnliche Ambitionen. Die Armada von Bands, die weder wie The Jam das Rebellische im Soul, noch wie Spandau Ballet das elegant-eskapistische Soulboy-Image verkörpern, sondern auf der Suche nach dem Authentischen sind, wird täglich größer. Simply Red covert einen alten Valentine-Brothers-Song, „Money's Too Tight To Mention", und die Liste der Bands läßt sich beliebig ausweiten: Win, Faith Brothers, Big Sound Authority, Hipsway und, und.

Aber Fine Young Cannibals wollen nicht so einfach dazugehören. Denn: „Das sind nur alles Leute, die eine gute Plattensammlung haben und stolz verkünden: 'Oh ja, wir stehen auf Aretha Franklin!' Aber wenn man ihre Musik hört, dann hat das mit Aretha oder Stax oder was auch immer überhaupt nichts zu tun. Die geben alle großartige Interviews, machen tolles Name-dropping – können aber all dem nicht entsprechen." (David)

Sehr wahr. Großartige Interviews sind wirklich nicht ihre Sache. Roland Gift läßt sich entlokken, daß für ihn Otis Redding – welche Überraschung! – und Sam Cooke die Größten sind, aber auch Billie Holiday nicht zu verachten ist. Ansonsten vertreten sie die gradlinige Nur-Musiker-Haltung und strahlen gesundes Selbstvertrauen und Arroganz bis hin zu Desinteresse aus. Nur in einem Interview mit dem Melody Maker ließ sich David Steele mal für kurze Zeit gehen und vergaß seine kokette Zurückhaltung: „Ich rate den Leuten, Trotzki zu lesen und Burt Bacharach zu hören – Clash sind nicht gut, sie haben einfach keine guten Stücke!"

Was wird man denn auf der LP zu hören bekommen? Roland: „Sicherlich auch ein paar Balladen." David: „Schwer zu sagen. Auf jeden Fall wird sie sehr, sehr gut. Die beste LP des Jahres!" Noch was?

„Schreib einfach, daß wir großartig sind!"

oulboy sein jugendliches Haupt.



BIG SOUND AUTHORITY

„Eine Band formiert sich immer um eine einzelne Person mit einer Vision", behauptet Tony Burke. The Big Sound Authority formiert sich um ihn, den Sänger, Gitarristen und Songschreiber aus Shepherd's Bush, London. Um ihn und seine Vision, aus seiner Gruppe „die wichtigste Band der Welt" zu machen.

TEXT: DIRK SCHEURING · FOTO: PHILLIPPE MAEDER

„Wir meinen 'wichtig' nicht in Bezug auf Plattenverkäufe oder auf den Bekanntheitsgrad meines Gesichts, sondern in Bezug auf einen Beitrag zum Leben der Leute, die Schallplatten kaufen, auf einer Ebene, die weiter geht als die der bloßen Unterhaltung."

Knackige Sentenzen wie diese hört man seit längerem schon von den Redeführern junger britischer Bands. Meist sind die, die sich mit derlei idealistischen Worten vorwagen, in einem von zwei musikalischen Lagern zu finden: Entweder bei den neuen alten Gitarren-Rockern wie The Alarm oder bei den immer zahlreicher werdenden „Young White Contenders", die auf der Suche sind nach dem weißen „Soul" und die meinen, diesen in der Verbindung eines Gefühls von Aufrichtigkeit mit Stax-inspirierten Bläser-Riffs gefunden zu haben. The Big Sound Authority gehören in die zweite Gruppe – obgleich sie sich, das ist selbstverständlich, gegen „Schubladendenken" wehren und die Verwandschaft zu Tracie, The Kane Gang, The Questions und ähnlichen Musikern nicht wählen, sondern als „Erfindung von Journalisten" abtun. Seit 1980, seit „Searching For The Young Soul Rebels" von den Dexy's Midnight Runners ist dieser Geist allgegenwärtig. Oder eben the spirit, was das Gemeinte noch eher trifft. Das Schillern der Schweißtropfen auf der Gitarre ist hier abgelöst worden durch das Schillern des Messings der Bläser-Sektion. Nun ist ja gegen die Verwendung dieser Elemente aus der schwarzen Musik nichts einzuwenden; sie hat ja zu durchaus befriedigenden Ergebnissen geführt. Allerdings ist Kevin Rowlands frühe, sehr abstrakte und romantische Form des Seelen-Suchens mittlerweile der unverbindlichen Verbindlichkeit eines neuen Typus von frischem jungem Menschen gewichen, der zum Klang der Hörner auf diffuse Art aufrichtig, anständig und parteilos oppositionell ist, ganz generell also mit „dem Lauf der Dinge" nicht einverstanden. Tony Burke und seine Band gehören auch dazu.

„Uns geht es um ein Leben in Harmonie, in Frieden", erläutert er seine Sicht des Aufgabenbereichs einer Pop-Band. „Das klingt zwar wie John Lennon", welcher, um bei der Wahrheit zu bleiben, durchaus konkreter wurde, „aber was soll's... sagen wir's so: Wir leben in Großbritannien, und das ist ein ziemlich brutales Land. Es fehlen grundsätzliche humanistische Qualitäten, wie man sie bei Leuten wie Jesus Christus oder Buddah finden kann. Natürlich geht es uns nicht um Religion, sondern um den Humanismus. Ich glaube, an dem Punkt, wo sich Musik damit beschäftigt, wird sie mehr als Musik, wird sie interessant."

Wo Paul Weller, wohl der herausragendste Förderer des Mythos von „the spirit" und der Kraft der Jugend, sich im Zweifelsfall unmißverständlich auf eine Seite schlägt, um beispielsweise die Herausgabe von Geld für Streikende zu fordern – und dann festzustellen, daß Paul Getty mehr Geld geben und also ein Wirtschaftsmagnat wirkungsvoller arbeiten kann als ein Popmusiker – bleibt Tony Burke lieber parteilos: „Weder Margaret Thatcher noch Arthur Scargill sagen die Wahrheit – sie wollen gar keine Übereinstimmung, sie wollen gar nicht in Harmonie miteinander existieren." Paul Weller übrigens ist ein Auslöser für Tonys Entscheidung, nunmehr Popmusiker zu werden: Nach dem Besuch eines Konzerts der Jam zog er los, sich seine erste Gitarre zu kaufen. Der heute 24jährige sitzt immernoch einem der großen Mißverständnisse der Punkrock-Zeit auf: Daß nämlich eine Musik, die jugendliche Zuhörer ebenfalls zum Musizieren anregt, der Vorbote einer besseren Welt ist.

Des weiteren spielte Weller eine entscheidende Rolle bei der Gründung der Big Sound Authority: Er war es, der Tony Burke – damals Frontmann einer Band namens The Directions – mit der zierlichen Sängerin Julie Hawden zusammenbrachte. Als Reaktion seiner öffentlichen Suche unter jungen britischen Musikern nach geeigneten Kandidaten für sein „Respond"-Label hatten beide ihm Demo-Bänder geschickt. Auf sein Betreiben hin fanden sie zusammen; nachdem sie jedoch ein Stück für den „Respond"-Sampler „Love The Reason" aufgenommen hatten, trennten sie sich bald von Weller, um allein voranzukommen: „Wir meinten, daß wir gut genug seien, um es alleine zu schaffen."

Die beiden seitdem erschienenen Big Sound Authority-Singles belegen tatsächlich Tony Burkes Begabung, eingängige, nach klassischen Linien strukturierte Pop-Soul-Songs zu schreiben, sowie die Fähigkeit der Band, diese in ihren besseren Momenten auch umzusetzen. Ihr Auftritt beim Jazz-Festival von Montreux freilich zeigte noch erhebliche Schwächen; der Live-Darbietung mangelte es, trotz offensichtlicher Bemühungen, an Lebendigkeit und Kraft. „Wir waren ziemlich nervös; schließlich war es das erste Konzert, was wir außerhalb Englands spielten", erklärt Julie Hawden. Tony Burke war nicht recht bei Stimme; das Organ seiner Partnerin hingegen, sehr viel tragfähiger als ihre fragile Erscheinung vermuten läßt, konnte großartig sein – solange sie nicht in einen „erdigen" Röhr-Ton verfiel, was sie gern tut. Immerhin erhob sich das zurückhaltende schweizer Publikum, das Konzerte offenbar gern im Schneidersitz über sich ergehen läßt, am Ende des Auftritts auf die Füße: „Da waren sie dann warm geworden", wie Julie meinte.

Tatsächlich bewies die Band genügend Durchhaltevermögen – „the spirit" –, um gegen ein desinteressiertes Publikum anzuspielen. Trotzdem wirkte die Musik über weite Strecken hinweg noch profillos und eindimensional – halt eine weitere Truppe weißer Soulster. „Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll", meint Tony Burke. „Natürlich ist das noch nicht alles so, wie ich es mir vorstelle – aber wir haben doch auch gerade erst angefangen!"



HERR, LASS

VON PETER BÖMMELS

Der schlaue postindustrielle Arbeitslose gründe schleunigst den Guiness-Verlag der gutmütigen Rekorde. Er könnte sich einen goldenen Stiesel verdienen mit den neuesten und intimsten Bulletins aus dem Schulden-Energie-Krieg der Computersatelliten-Rasse gegen den darbenden Rest der Welt. Wir überlebten auf dem Weltkanal 16 Stunden (nur das WDF glänzte durch eine einstündige Ausblendung für spritzige Regionalnachrichten) eines blitzsauberen Werbespots für die Maschine der Elektro-Eliten. 85% aller verkauften Fernsehgeräte hätten sich einspeisen lassen können. Auch die in Äthiopien, Sudan oder Bangla-Desh (Gibt es schon Lagerfernseher?). Nur das große Volk der Chinesen mußte derweil seine Hausaufgaben machen. Nach den ersten Fußballunruhen (VR China – Hongkong: 0:1), in denen sich die Wut der Fans an den vereinzelten Autos Pekings kühlte, fürchtete die Whamerfahrene Parteiführung künftige Disziplinprobleme. Man will den eigenen Weg zum Rock. Trotzdem soll sich eine gute Milliarde (in etwa so viel wie die Bevölkerung Chinas) Rock- und Hunger-Fans an den von unbekannter Hand ausgeteilten Leckerbissen der ältlichen Jugendkultur sattgesehen haben. Die wohlpräparierten Superrechner spuckten noch während des Ereignisses die Meldung aus, daß die stolzen Stämme Afrikas für ihre Ehrenrolle als Sinn- und Wertstifter (… „just for one day …") der hungernden Nord-Spezies lächerliche 200 Millionen Geld kassieren werden.

Doch dieser Nord-Süd-Monolog verschaffte einer noch weit brisanteren historischen Tatsache weltöffentliche Geltung: Inszeniert wurde die endgültige Aussöhnung der einst wildgewordenen weißen Jung-Rocker-Shaker-Beatles - Folks - Acids - Metaller-Mods-Major-Toms-Punks-Electronics-Pops mit den gesichtslosen Betreibern der etablierten Unkultur.

Begonnen hatte alles, als man noch blutjung und zahnlos versuchte, das „hemmungslose Gefühl" der zur Authentizität unterdrückten schwarzamerikanischen Musiker hinzukriegen (während die besten Schwarzen, ihrer gehemmten Geschichte folgend, „hemmungslos" dahinstarben). Einen Höhepunkt erreichte man, als Ende der 60er Jahre die weiße Subkultur fähig wurde, die eigene Glücksgier mit entsprechender Musik zu begleiten und die Hindernisse für das allgemeine Glück mit entsprechenden, politischen Mitteln zu bekämpfen. Man organisierte, man fraternisierte, man spinnte. Da das Volk (die Älteren) nicht mitmachen wollte, beschränkte man sich in den folgenden dürren Jahren auf die Lobpreisung der vielfältigsten Formen des Ego-Trips.

Einen letzten Aufschwung nahm die Sache pünktlich Ende der 70er Jahre. Das junge Volks stürzte sich abermals auf die Instrumente, um genußvoll teilzuhaben, diesmal an der allgemeinen Selbstzerstörung. Als allerletztes Gegenkringelchen (Coda) gestattete die Musikgeschichte jüngst das subversive Saugen an der wippenden Pop-Brust.

Im Namen des Guten und für das Überleben derer, von denen man einst das Rüstzeug geliehen hatte, veranstaltete der Rockzirkus an diesem denkwürdigen Juliwochenende seine eigene Hinrichtung. Die diffuse Rockpoppy-Szene wollte endlich mit ganzem Herzen wieder „große Politik" machen und diente spielerisch als parfürmierter Transformer für das Konsensbedürfnis einer werthungrigen Chipkultur. Wer Politik macht auf der Basis des dümmsten gemeinsamen Vielfachen (das Mitleid), setzt sich gerne neben Lady Di, die künftige Herrin von Falkland. Die Propagandaabteilung der Ersten Welt startete im Wembleystadion statusgemäß mit der Royal Anthem zu Ehren der blaublütigen Traditionsträger des British Empire, im Gedenken an die großmütigen Zivilisationsleistungen des 19. Jahrhunderts. Die königlichen Bläser nahmen gelassen den Beifall der arbeithabenden Rockbevölkerung (100,– DM Eintritt) hin und registrierten beruhigt die vielen Union Jacks für Afrika.

Im Rausch der guten Tat wurde per se alles, was sich bewegte, beklatscht, ob es nun das fröstelnde Norwegen für Afrika war oder die helfenden Neu-Wave-Sozialisten aus Jugoslawien. England, noch vor Wochen der Bösewicht Europas, rehabilitierte sich rund um die Welt. Zugeschaltet wurde das asiatische Superlativ-Land Japan: 25 Bands in neun Minuten, die Kronkolonie Australien (INXS), die Wehleidsnationen deutscher Zunge und die dankbare Sowjetunion als Schutzmacht Äthiopiens. Die neun Minuten BRD für die Welt waren die Strafminuten des 16-Stunden-Marathons. Chef-Didaktiker Lindenberg sonderte von einem Zettel schnoddernderweise diverse, politische Allgemeinplätze ab, die nur von der schwächlichen Hungermusik der deutschen Supergroups (Was hat da Fehlfarben-Janie zu suchen, der dann auch noch BAP's Textverbesserer spielt?) ablenken sollten. Wenn schon, denn schon: keine Musik und nur eine flammende Rede an die versammelten dummen Fernsehnationen, vorgelesen von Werner Veigel aus der Paul Hardcastle Band. Der marxistisch-leninistische Beitrag der UdSSR begann mit einem Video-Clip über Pioniere bei der Kirschernte, die von jugendlichen Reportern interviewt wurden. Unser tüchtiger deutscher Moderator erkannte sie sofort als Bandmitglieder der angekündigten Sowjetgruppe Autograph. Leider war alles nur ein genialer Schaltfehler der BBC. Autograph reihte sich später brav ein in die Erste Welt-Unterhaltungsfront.

Desgleichen tat nicht Lutz Ackermann, oben erwähnter TV-Knecht. Er fiel des öfteren schmerzhaft aus der Rolle und versuchte es mit Fragen an sich selbst: „Ja, wer ist denn da da vorne auf dem Monitor?" Immerhin: Live is Live! Sein Kollege, der Afrikakorrespondent Seelmann-Eggebrecht, hatte die undankbare Aufgabe, zwischen den kurzen Umbaupausen auf den Rockbühnen das vermeintliche Thema aufzubauen. Anfangs zog er sich geschickt aus der Affaire mit einer Art Hitparade der deutschen Spenden: Hier ist der Herr vom Roten Kreuz mit 37 Millionen, Prälat Herkenrath fürs Katholische mit 20 Millionen, der Mann vom Lutherischen Weltbund mit nur 16 usw. Am späten Abend, als er mit kundigen Fachleuten über die Verwendung der Gelder Diskussionen entfesselte (Die mutigste These eines Journalisten mit 25 Jahren Sahel-Erfahrung: Das Schlimmste, was man diesen Menschen da unten antun kann, ist ihnen zu helfen.), kollidierte er mit dem hektischen Rhythmus des Hauptereignisses. Er mußte die Argumente ausblenden, wie die Rocker es wünschten. Außerdem hatten sich

A I D S

ES REGNEN!

gestreßte Zuschauer über das Gequatsche in den Pausen beschwert. Also flugs back on stage.

Hier rollte es Hilfsrocker auf Hilfsrocker. Zuerst die Engländer unter sich in Wembley, dann die intersphärische Drehbühne Philadelphia (JFK Stadion)/Wembley und zuletzt, von Jack Nicholson und Bette Midler angekündigt, die Amis und die amerikanisierten Briten, solo. Interessanteste Interaktionsform des Abends war die Pärchenbildung. Sting konnte gut mit dem Concorde-Tester Collins. Every Breath You Take. Paul Young und Allison Moyet strahlten Herzlichkeit aus. That's The Way Love Is. Bowie und Jagger übten Altmänner-Freundschaft. Dancin' In The Street. (Die Musik zum Video ist demnächst als Single zu haben.) Fußballpräsident und Salonpianist Elton John schwuchtelte mit Georg Michael um die Wette, während Ashford & Simpson, neben B. B. King und Patti LaBelle einer der raren *Black Acts*, dafür vom Schirm geknipst wurden. Der „State Of Shock" zweifelsohne Mick Jagger und Tina Turner. Sex im Altersheim. Denn sie meinten, was sie machten.

Die Live Aid-Extravaganza half vielen älteren Musikern, ihre Schüchternheit zu überwinden und wieder aufzutreten. Status Quo bewältigten mit ihrem komplexen Stil spielend die schwierige Aufgabe, das Ganze gegen 13 Uhr zu starten; ohne allerdings Prince Charles zu beeindrucken, der lieber heim zu Mutti essen ging. Die Beach Boys(-opas), Reagans Lieblingsband, machten ihren grauen Locken Dampf und surften wie die Krebszellen in des Präsidenten Darm. Carlos Santana saß immer noch auf seiner Shit-Wolke, während Crosby (Wer hat ihn aus dem Knast gelassen?), Stills, Nash und Young sangen, als wären sie auf dem World-Old-Boy-Scout-Treffen. Pete Townshend nutzte das Who-Revival, um auf seine blendende Gesundheit aufmerksam zu machen. Die kurzfristig wiedervereinigten Led Zeppelin (R. Plant, J. Page und P. Collins, blaß am Schlagzeug) strotzten mit allem, was Rock an Krankheit erzeugen kann. Zuerst „Whole Lotta Love" und dann auf den „Stairways To Heaven".

Der Rockpoppy-Nachwuchs hatte mit diesem Reifegrad von Kaputtheit nichts im Sinn. U2 und Simple Minds produzierten freundliche Ehrlichkeit am Meter. Bono Vox versäumte es nicht, sich vorm Milliardenpublikum, wie bei jedem seiner Konzerte, ein Publikummädchen reichen zu lassen und nach getaner Symbolliebe wieder mit Wangenküßchen in den Alltag zu entlassen. Madonna und Sade zeigten – die eine zu überdreht, die andere nur pur cool – durch Schönheit wie Outfit (knallweiße Oberbekleidung auf schwarzer Haut) aufallend, daß die Massenarena nicht ihr Spiegel ist. Duran Duran, die New Wave-Könige, profilierten sich als Studio- und Glanzpapiertruppe, wohingegen Ultravox immerhin die Wembleymassen zum „Tears-In-My-Eyes"-Mitsingen animieren konnten. Die „fünf schnieken jungen Herren vom Spandau Ballett" (Lutz Ackermann) wirbelten die Teenieherzen auf ihre Seite, was Bryan Ferry, ihre 70er Jahre-Version, lediglich veranlaßte, noch ekliger und pomadiger den begüterten Arrogantling raushängen zu lassen, als ginge ihn das Hungerthema der Veranstaltung nun wirklich nichts an. Eine herausragende Leistung.

Schwierigkeiten dagegen hatte Paul Weller, der zwar hart und zornig kämpfte, die Zuschauer aber mit seinen kritischen Texten überforderte. Man hatte doch schon bezahlt für den guten Zweck. Anders „Four Eyes-One Vision"-Elvis Costello. Er tarnte sich mit heranwachsendem Vollbart und präsentierte den „old northern English folksong" „All You Need Is Love". Nachdem alle ihre Freundinnen auf die Schultern gepackt und mitgeschwelgt hatten, verschwand Elvis wieder. Grandios.

Der richtige Dylan kam, das hatte er sich ausgebeten, kurz vorm Schluß. Er brachte zwei Schrammelbrüder aus dem 60er-Wachsfigurenkabinett mit: Ron Wood und den blutgereinigten Keith Richard. Auch der Meister selbst, mit der Bangla-Desh-Erfahrung im Rücken, machte einen aufgeräumten Eindruck, obwohl eine gewisse Antinomie zwischen den ausgebeulten und den mit Jacketkronen bzw. Klunkerohrring restaurierten Gesichtspartien auszumachen war. Dylan spielte die Ballade vom armen Farmer Hollis Brown, um die dringende Aufforderung hinterherschicken zu können, man möge doch gefälligst den von Bankschulden befallenen kleinen Farmern so 1 bis 2 Millionen vom gesammelten Hungergeld zuschieben. Jack Nicholson hatte ihn also doch mit den treffenden Worten angekündigt: „The voice of freedom, the voice of America, the transcendent: Bob Dylan!"

Vom frechsten zum stärksten Beitrag: David Bowie Topstar '83, Flopstar '84 spielte seinen Part, als wäre er gerade vom Himmel gefallen. Er strahlte das gerüttelte Maß an Pathos ab, das nur dem siegreichen Guten eignet. Er als einziger, als Pseudo-Hermes sozusagen, konnte und durfte das schreckliche Wirkliche noch einmal vor Augen führen. Er leitete über zu einem Video-Clip, der die Hungernden leibhaftig zeigte. Kaum zu glauben. Gerade eine halbe Stunde vorher hatten Oberschwuchtel Fredy Mercury und die tosenden Halbtags-Heroes auf dem frischen englischen Rasen um die Wette gegröhlt: „We are the champions, we are the champions/No time for losers . . ."

Und die Losers der schwarzen Rasse gab es nicht nur auf Clips. In ihrer Show führten die Soul-Mimikry-Spezialisten Hall & Oates vor, was man mit denen macht: David Ruffin und Eddie Kendricks, beide ehemalige Leadsänger der Temptations, durften als „special friends" ein paar ihrer Hits zum besten geben, während ihre weißen Gönner die Tanztricks der Temptations nachäfften. Das Eddie jenseits seines Zenits sang, kam herrlich zupaß. Ihnen wie auch vielen anderen schwarzen Kollegen kam bei diesem Solidaritätsfest die natürliche Aufgabe zu, die Background-Reihen der weißen Stars zu füllen.

Bob Geldof sagte: „Musik kann die Welt nicht verändern, aber helfen." Richtig. Diese postpolitische Show hat geholfen, den sozialen Frieden der Ersten Welt sicherer zu machen. Die Idee des poppolitischen Internationalismus hat sich mit ihrem Erfolg als Illusion erwiesen und prompt ihre Kinder aufgefressen. Liebe Stars, groß und klein, versucht erst mal, den Alltag vor eurer eigenen Garderobentür auf die Musik zu bringen. Oder wir fordern mit Bowie:

JEDEN TAG EIN BENEFIZKONZERT!

Nur Weihnachten, da dürft ihr für euch singen. Herr, laß es in Afrika regnen! Stell dir vor, die Welt gibt 200 Millionen, und kein Afrikaner nimmt sie!

BEKEHRUNG AUF DER 49ten STRASSE

VON LOTHAR GORRIS

Ist man hier bei einem Soul-Konzert oder zufällig in eine überdrehte Jesus-Neuverfilmung geraten? Auf der Bühne stehen Steve Arrington und seine Band, und offensichtlich muß der Kostümausstatter während seiner monatelangen Vorbereitungszeit völlig verrückt geworden sein.

Von Steve Arrington bis zum letzten Perkussionisten sind alle in biblische Gewänder gehüllt, aber nicht vom Sinai-Staub verdreckte, billige Leinentücher, sondern allerfeinste Seide mit güldenen Bändern und Säumen. Moses als Glam-Rocker. Steve Arrington trägt die Kutte seiner „Dancing In The Key Of Life"-LP: strahlendes, glitzerndes Blau, am linken Bein sexy gerafft und von einer goldenen Kordel zusammengehalten.

Und die Befürchtungen, die sich beim Studium von Arringtons letzter LP und auch der inzwischen in Deutschland erfolgreichen Single „Feel So Real" einstellen, bewahrheiten sich auf sehr groteske Weise. Hier hat jemand Gott und Jesus Christus gefunden und will diese Erkenntnis auch allen mitteilen. Es ist 1985, Zeit für eine fröhliche Botschaft, und die verkündet man eben nicht in verschmutzter Nessel.

Dabei fing eigentlich alles ganz normal an. Steve Arrington aus Dayton in Ohio machte sich schon in frühen Kindestagen mit dem Schlagzeug vertraut, spielte in den verschiedenen Bands, bis er, inzwischen in Los Angeles arbeitend, von seinen ehemaligen Schulkameraden aufgefordert wurde, in ihrer Band Slave mitzumachen. Wo er dann recht schnell vom Schlagzeug ans Mikrofon wechselte. Slave – das war auch mit Arrington Funk härterer Prägung mit den entsprechenden „Get downs" und „Speak with your bodies". Und auch nachdem er sich 1982 von Slave trennte und seine Hall of Fame eröffnete, lief es mit leichten stilistischen Änderungen weiter so. Dann plötzlich, während der Aufnahmen für die zweite Hall of Fame-LP, geschah es:

„Es war in New York. Ich ging mit meiner Frau India den Broadway herunter, und an der Ecke zur 49sten Straße trafen wir einen Mann, der von Jesus Christus erzählte. Er sagte: 'Jesus Christus wird wiederkommen. Er wird kommen und uns retten.' Und ich dachte mir: 'Oh, wirklich? Das ist großartig', und ich wollte mehr davon erfahren. Er erzählte uns mehr aus dem Leben Jesu und wie es zu seiner Bekehrung kam. Er sagte: 'Ich war früher homosexuell, aber Gott errettete mich!' Und ich sagte: 'Oh, wirklich? Das ist großartig!' Wir diskutierten noch weiter, bis er dann schließlich sagte: 'Auch du kannst dich zu Jesus Christus bekennen, und zwar jetzt und hier.' Ich war beeindruckt von dem Mann und was er verkündete und sagte 'Okay!'. Von dem Augenblick an spürte ich die Gegenwart von Jesus, und ich sagte mir: 'Gut, jetzt muß ich meine musikalische Karriere verändern', weil ich nicht mehr die Leute verführen wollte. Jesus ist nun der Inhalt meines Daseins, auch wenn ich auf der Bühne stehe."

Die Bekehrung an der Ecke 49ste und Broadway: Von nun an kein „Get down on your knees" oder „Moove your ass", sondern ein erfülltes „I'm right here on my knees to thank you for every breath I take".

Mit klarem, kühlem mitteleuropäischem Kopf, mit nur einem kleinbißchen Verstand muß man sagen: Den Mann hat es erwischt, ist allem Irdischem entrückt und kann nicht mehr ernst genommen werden.

Dummerweise hat aber Steve Arrington mit „Dancing In The Key Of Life", oder zumindest mit der ersten Seite dieser LP, ein kleines Meisterwerk schwarzer Musik gemacht. Seine Musik ist emphatisch, beglückend und beseelt. Besser kann Soul-Musik der 80er Jahre kaum sein.

Ein schales Gefühl auch beim Konzert. Arrington spielte nur Songs aus seiner neuen, bekehrten LP und konzentrierte sich nahezu auf die Stücke der ersten Seite. Das begeisterte, vorwiegend schwarze Publikum dankte es ihm. Wo dann in der Zugabe Jesus-beseeltes Material fehlte, spielte er einfach seine beiden Hits „Feel So Real" und „Dancing In The Key Of Life" noch mal. Sechs Stücke aber reichen nicht für 90 Minuten Musik. Der Begeisterung folgte jedesmal die Ernüchterung in Form von – nicht als solchen gedachten – Fülseln. Kakophonische Soundwände, die das nahende Armageddon ankünden, Musik ohne wirklichen Rhythmus. Steve Arrington übte sich derweil im Scat-Gesang, bestieg den Schemel seines Schlagzeugs, riß immer wieder die Hände entrückt gen Himmel, fiel auf die Knie und faltete die Hände demonstrativ zum Gebet. Das Publikum schluckte das, mehr noch, es war begeistert und Teil des gemeinsamen Glaubensbekenntnisses.

„Die schwarzen Männer und Frauen gaben dem Herrn ihr Leben, um sich aus der Sklaverei zu befreien, und diese Kraft und dieser Glaube brachte das schwarze Volk aus der Sklaverei."

Das antwortet Steve Arrington auf die Frage nach den Unterschieden zwischen schwarzem und weißem Glauben. Das sagt wenig und erklärt nichts. Denn Religiösität spielt in der schwarzen Kultur eine andere Rolle, zentrale Rolle. Ich kenne keine schwarze, zeitgenössische LP, wo in den Credits nicht der Herr gewürdigt wird, der alles überhaupt erst möglich gemacht habe und Grund sei für Inspiration und Gelingen des vorliegenden Werkes. Damit aber nicht genug. Jeder schwarze Musiker, der was auf sich hält, begann seine Karriere natürlich beim Gospel-Singen in der Kirche, und das bestimmt nicht nur, weil es so viel Spaß macht. Viele kehren auch wieder zu ihren Wurzeln zurück; Al Green wurde in den siebziger Jahren, nach seinen großen Erfolgen, Reverend und verschrieb sich fortan der Gospel-Musik. Mittlerweile hat er auch selbst in England bei seinen Konzerten wieder großen Zuspruch.

Plötzlich ist Gospel-Musik wieder zu einem kommerziellen Faktor geworden. MCA veröffentlicht eine Doppel-LP mit zeitgenössischem Gospel (siehe Soul-Control), Philip Bailey macht neben einer normalen Funk-LP eine superbe Gospel-LP, und auch Marvin Gaye wußte in der Zerrissenheit und Widersprüchlichkeit seiner letzten Lebensjahre keinen anderen Ausweg, als in einigen Stücken den Allmächtigen anzurufen.

Warum macht Steve Arrington denn keine Gospel-LP? „Dancing In The Key Of Life" ist trotz spiritueller Thematik musikalisch eine Fusion aus Soul, Jazz, Disco und auch Salsa.

„Ich finde Gospel großartig. Aber es kommt nicht mehr darauf an, Musik zu kategorisieren: Das ist Pop, das R & B. Das stimmt alles nicht mehr. Es gibt so viel Crossover. Für mich kann ich nur sagen, daß ich mit der LP eine Gospel-LP gemacht habe, genauso wie ich eine universelle Liebes-LP oder eine erleuchtete LP, eine LP mit Botschaft, eine Laß-uns-das-Leben-genießen-LP, eine Laß-uns-in-Einigkeit-Leben-LP gemacht habe. Ich mache jetzt 'universal music' mit der Botschaft, daß Gott das Wichtigste im Leben eines jeden ist. Wir werden dann frei sein und uns im Himmel wiedersehen und ewig leben. Das Wichtigste meiner Musik ist, daß ich zu den Leuten rede – nicht von oben herab – und ihnen erzähle, wie schön es ist zu leben, daß die Liebe, die uns der Herr gegeben hat, stärker ist als Haß, daß das Gute stärker als das Böse ist. Wenn wir Gott vertrauen und ihm glauben, werden wir zusammenfinden und in der Einigkeit die Wahrheit erkennen. Die Prophezeiung sagt, daß sich die Ordnung der Dinge ändern muß, um ewiges Leben zu gewinnen, und, hey, man sieht doch die Zeichen: Atombomben, Israel wurde zu einer Nation, d.h. Jesus wird bald zurückkommen. Und die Leute raffen sich zusammen und sagen: 'Hey, Mann, die ganze Sache gerät außer Kontrolle. Werden unsere Kinder und Enkel überhaupt erwachsen werden?' Genau an diesem Punkt sind wir und darum geht es nun in der neuen Karriere von Steve Arrington: Ich bin auf der positiven Seite des Lebens, bekenne mich zur Liebe und dem Guten, das die Menschen in ihren Herzen haben. Ich sage: Wir





STEVE ARRINGTON

müssen zusammenhalten und uns gegen den Teufel verteidigen. Und Gott wird uns in den Himmel nehmen, und wir werden sagen: 'Hey Mann, wir haben es geschafft damals, und nun sind wir im Himmel und gucken, was im Universum los ist. Und dazu spielen wir 'universal music!'"

Das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der Predigt des Steve Arrington. Ein mehr als halbstündiger Vortrag, der auf den schlimmen Zustand der Welt im allgemeinen, den Teufel, der uns alle in Versuchung führen und ins Verderben stürzen will, im besonderen einging.

„Ich will in den Himmel und nicht ewig auf diesem Planeten bleiben und unter all dem Haß, den Schmerzen und der Unruhe leiden. Ich will meinen Vater im Himmel sehen; ich will uns im Himmel zusammen reden sehen, ich will den Taxifahrer im Himmel sehen, ich will, daß wir alle in den Himmel kommen."

Ich hoffe nur, daß wenn es tatsächlich zu einem Wiedersehen im Himmel kommen mag – ich bin doch nur ein kleiner Sünder –, daß sich dieses Gesprächsthema dann ein für alle Mal erübrigt hat. Aber vorerst muß man mit dem irdischen Dasein vorliebnehmen – die Vertröstung auf das bessere Leben in Einigkeit und Liebe im Himmel reicht da nicht.

„Yeah, wir können natürlich die Welt verändern. Ich meinte nur, daß uns kein Mensch retten kann, uns in den Himmel nimmt. Aber wir können hier auf der Erde für die gerechte Sache kämpfen. Aber die Stärke zur Einigkeit und zur Veränderung der Welt kann uns nur unser Vater geben."

Und was ist mit den Leuten, die Sünder bleiben, Gottes Wort nicht anerkennen? Sind die zu verurteilen?

„Das geht mich nichts an. Was Sünden sind, steht in der Bibel, z. B. Homosexualität, Mann und Frau gehören zusammen. Aber ich verurteile diese Leute nicht. Das ist eine Sache, die sie ganz alleine mit Gott ausmachen müssen. Ich will den Leuten nicht sagen: 'Du bist ein Sünder, das darfst du nicht!'"

Seine Predigt faßt alles zusammen, warum Religion, das Christentum als Ideologie, als Lebenseinstellung abzulehnen ist. Aber „Dancing In The Key Of Life" ist erst durch Arringtons religiöse Besessenheit möglich. Musik eines Halb-Verrückten, die glückselig macht.

Selbst ein Peter Buck, Gitarrist von R.E.M., kann sich dem nicht verschließen. In einem Interview mit einer englischen Zeitschrift sagt er: „Ich bin jetzt Atheist, aber möglicherweise wäre ich als Schwarzer Christ. Diese Musik ist so aufregend, daß man da nicht umhinkann. Gospel ist genau das, was man von Rock'n'Roll will: Leidenschaft, Besessenheit und Aufregung. Bands mit Typen, die riesige Diamantenringe am Finger tragen und voller Sex auf der Bühne stehen und trotzdem von Gott und diesem Zeug singen. Religion ist die Versöhnung einer harten Welt mit etwas, das besser ist – dem Himmel – und das ist ein Teil dieser schwarzen Kultur."



Modern Jazz Quartett

Den Haag-Jazz & R'n'B-Festival

Amnesie als schöne Kunst betrachtet oder Gibt es noch Musik ohne Gedächtnis? Einfach so? Musik? Neue Musik?

Text: Wilfried Rütten · Fotos: Wolfgang Burat

Während sich die Welt via Satellit die vollständigste Rock-Show aller Zeiten zu Gemüte führte, um die Hungernden in Afrika besser vergessen zu können (Schuld und Sühne), war die nicht minder vollständige Black-Music-Elite in Den Haag live on stage zu bewundern. Legendäre Größen aus allen Lagern waren angereist, und nur James Brown hatte abgesagt. Fazit: Jazz und R & B haben ihren Frieden mit der Postmoderne gemacht.

In der sogenannten Postmoderne hat ja bekanntlich alles Geltung, solange es referentiell ist, einen Platz neben anderen Items auf einer Liste einnimmt und von dort nach Belieben abrufbar bleibt. Jeder Stil tritt mit dem gleichen Anspruch auf Gültigkeit auf, jeder Stil hat seine Anhänger, Spezis und Amateurspieler.

Die große Show des Herrn Acket im Kongreßzentrum der niederländischen Hauptstadt war die größte Ansammlung afro-amerikanischen Talents, die in letzter Zeit auf dem europäischen Kontinent zu bewundern war. Allein die Tatsache, wie viele hervorragende Saxophonisten die 30-Millionen-Minderheit der Schwarzen in den USA hervorgebracht hat, verleitet zu absurden Vergleichen: Man stelle sich vor, das alles hätte ebensogut südlich der Mainlinie in der BRD entstehen können. **James Brown** aus Böblingen und **Miles Davis** aus Aschaffenburg.

An zehn Spielstellen gleichzeitig fand diese enzyklopädische Bestandsaufnahme der schwarzen Musik statt, angereichert noch so nebenbei mit Top-Stars der Latino-Musik wie **Astrud Gilberto, Willie Colón** und Tangokönig **Astor Piazolla.** Jede Phase des Jazz seit den Thirties fand in den Den Haag ihre Interpreten, aber jede Richtung präsentierte sich gefestigt zum Stil geronnen, selbstverständlich und musikalisch perfekt, nichts blieb den Unwägbarkeiten des Experimentellen überlassen.

Alles geht, alles gilt. Und jede Idee von Fortschritt wird augenblicklich dubios, wenn man von einem Saal in den anderen wechselt, 20 Jahre Jazz hinter sich läßt um die Klänge der späten 70er Jahre gegen die der frühen 50er einzutauschen. Oder umgekehrt. Bei soviel Auswahl und so wenig wirklichen Nieten konnte man sich drei Tage lang als Wanderer zwischen den (stilistischen) Welten fühlen. Ästhetizismus oder die Freiheit vom Zwang, das Neueste auch als das Beste empfinden zu müssen?

Bebop-Star **Dizzy Gillespie** prangte mit dicken Backen vom Programmheft, das die 700 Künstler des 10. JVC North-Sea-Jazz-Festivals zu beschreiben hatte. Aber Dizzy, seit zehn Jahren dabei, war sauer, spielte er doch anläßlich des Jubiläums erstmals nicht mit eigener Band, sondern mußte sich mit einem 5-Minuten-Blow-Job in einer anderen zufrieden geben. Die Bitte um ein Interview schlug er mit einem simplen „Fuck" ab, nachdem seine Versuche, backstage einen Brief zu schreiben, kläglich gescheitert waren. Diese „andere" Band war dann allerdings die erste Überraschung, denn Trompeter **John Faddis** ist brillant: glasklar, dabei schräg und stark. („He can play really high notes", meinte später Saxophonist **Jackie McLean** über ihn.)

Zur gleichen Zeit zelebrierte **Keith Jarret** eine seiner Piano-Etüden. Gepflegt, gepflegt der Mann, aber leider völlig zahnlos. Das Selbstzitat feierte in Den Haag ohnehin fröhliche Urständ. **Ella Fitzgerald** sang wie Ella Fitzgerald, **Astrud Gilberto** wie eben die, und auch **Fats Domino** war in vollem Umfang er selbst. Nicht daß sich diese Leute selbst plagiieren, aber der Geist ihrer Musik ist dermaßen gesättigt mit den eigenen Klischees und Erkennungszeichen und so selbstgenügsam in der Gewißheit, ohnehin anzukommen bei denen, die genau das hören wollen, was sie eben mit dem Namen Keith Jarret verbinden, daß das Musikalische an der Musik bei soviel Referenz unwichtig wird, wichtig ist allein die Identität des Namens mit der Vor-Stellung auf der Bühne.

Bei derart durchschaubaren, streng durchorganisierten Kommunikationsprozessen kann allenfalls noch der Humor eine Meta-Ebene etablieren. Und so war die Musik des **Sun-Ra-Arkestra** denn auch ein Fest mit Tanz und Spaß und der üblichen Anrufung der Gestirne. Der schöne Schein wurde aufs schönste gebrochen von der eher karnevalistischen Staffage dieser Space-Truppe alter und junger Herren, die ihre Musik feierten und nicht ihr Gedächtnis. Dabei wurde an diesem Abend kein Dämon angerufen, eher der Summer in the city beschworen, von einem Arkestra, das, angefeuert von zwei schwarzen Schönheiten, auch zu seiner Musik tanzen konnte. Zwar hat auch Sun Ra eifrig zitiert, aber aus Spaß, vom Count-Basie-Big-Band-Swing bis zum Free Jazz, ohne demonstrativ eine hehre Kulturleistung erbringen zu wollen.

Als zwei Holländerinnen neben mir von „Katzenmusik" jammerten, konnte man das durchaus als Kompliment für das **James**


Jackie McLean



Johnny Otis


Fats Domino


Dizzy Gillespie

Newtion Ensemble auffassen, dem es gelungen ist, mit seinen rhythmischen, nahe an der Grenze zur E-Musik angesiedelten Klängen den Rahmen der oft zu Tode gepflegten, kultivierten Musik zumindest anzusägen.

Blues-Mann **Jimmi Witherspoon** hatte ich verpaßt, aber Blues-Mann **B. B. King** zeigte am zweiten Tag seine Meisterschaft. Allein der Schwung seiner mächtigen Hüften hat mehr Relevanz als die schöne Monotonie eines ganzen Abends mit Keith Jarret. B. B. King spielte, wie fast alle hier auftretenden Bands, in großer Besetzung klassischen Blues ebenso wie Boogie und R & B-Songs. Das Publikum tobte vor Begeisterung. Er war denn auch „crossover" genug, um im Rock-Spektakel der anderen Fakultät auftreten zu dürfen, als holländischer(?) Beitrag zur Verbreitung von Live-Aids.

Miles Davis war natürlich – wie überall – der Star der Veranstaltung. Die Gefahr, vom Michael-Jackson-Nimbus übertroffen zu werden, begegnet er, indem er einfach Little Michaels „Human Nature" nachtrompetet. Obwohl seit ein paar Jahren musikalisch reichlich verzettelt, hat er dennoch gerade jetzt, wo alle Jazz spielen wollen, Pop auf seine Fahnen zu schreiben. Er, der sich mit mehr als 30 Jahren Repertoire unausgesetzt selbst zitieren könnte, spielt und arbeitet für die Gegenwart, auch wenn er dabei manchmal zu seicht zu werden droht.

Jackie McLean, der in Miles Davis' Band spielte, als Miles 25 und er 18 waren, ist heute überzeugt, daß Miles heute besser ist denn je zuvor. Das mag für ihn gelten, aber seine Rhythmus-Sektion imitiert lediglich sich selbst, und das schon seit etwa drei Jahren: Gitarrensoli ohne Ziel, minimale Spannungsbögen und einfachste Strukturen bis zum Reggae kommen ohne Skrupel zum Einsatz, nur wenn der Mann mit dem Horn in dieses bläst, kommt unwillkürlich Spannung auf, und das Zuhören wird zwingend, die Musik sehr schön.

Die **Lounge Lizards,** sonst Speerspitze des zitierenden, mit musikalischen Stilen spielenden „Meta-Jazz", wandten sich dem musikalischen Material ohne Referenzansprüche zu; ernsthaft werkeln sie an immer ambitionierterem Material. Von „Fake-Jazz" war nichts mehr zu spüren, statt dessen reihten sie sich ohne Attitüden mit ihrem weißen Großstadtjazz problemlos in das Haager Stilpanorama ein.

Der größte Flop der drei Tage waren die unerträglichen Trommelexkursionen des **Kip Hanrahan,** der zusammen mit **Jack Bruce** auftrat. Das war eine böse Reminiszenz an schlimmste Jazzrock-Auswüchse der 70er Jahre, verschnitten mit gutem altem Rock, dem Jack Bruce seine Stimme lieh. Endlosigkeiten ohne Höhepunkt, Sinn, Ziel, Wieso und Warum. Mit einem Wort: Santana.

Aufregenden, mitreißenden Jazz spielte dann **Jackie McLean** mit seiner Band, die von seinem

... und heute wieder stark verbilligt an der Ausgangskasse: Stil.



Sun Ra



Miles Davis



B. B. King



James Newton

Sohn angeführt wurde. Bebop in Reinkultur mit dem Vater am Alt- und dem Sohn am Tenor-Saxophon, mit brillanten Percussionisten von der Elfenbeinküste und einem Pianisten, der den Takt angab und aus dieser Musik die fortschrittlichste Tanzmusik machte, die an drei Tagen zu hören war.

So ist's eben. Der Bebop ist immer noch der aufregendste Stil des Jazz. Gerade bei der hier herrschenden, freien Wahl der Stile wurde deutlich, daß hier das moderne Zentrum des Jazz zu suchen ist. Diese Klänge sind auch im aktuellen musikalischen Umfeld nicht nur von historischem Interesse, sondern sprechen über das, was 1985 relevant ist. Und es ist sicher kein Zufall, daß dieser Auftritt nur von wenigen Zuschauern verfolgt wurde. Bei einem Auditorium von maximal 200 Zuhörern wurde klar, daß die allerorten wabernden Menschenmassen dieses Festivals nichts darüber aussagen, ob Jazz wirklich viele und neue Zuhörer gefunden hat. Namen wie **Oscar Peterson, Ray Charles** oder das **Modern Jazz Quartett** sind die Publikumsattraktionen, aber sobald es ans Eingemachte geht, sobald Musik gespielt wird, die die Bahnen des Wohlgefälligen verläßt und statt Kulturpflege zu betreiben, Spannungen und Spontanes hervorbringt, bricht der Hype zusammen, und es kommen nicht mehr Zuschauer zusammen als überall sonst auf der Welt, wenn Jazz modern, laut und schwierig zu werden droht.

Avantgardistische oder schwierige Musik war denn auch nicht eben viel zu hören an diesen drei Tagen. **David Murray** hatte abgesagt, das **Art Ensemble Of Chicago** war nicht zugegen, so daß **Roscoe Mitchell** diesmal niemanden verstören konnte. Nur der Schlagzeuger **Jack DeJohnette** knüpfte mit seiner Band an die fortgeschrittensten Positionen des musikalischen Ausdrucks an. Sein hochkomplizierter Set war brillant, kompromißlos und der einzige Hinweis, daß es einen aktuellen Jazz-Stil noch gibt, daß immer noch Musiker existieren, die am Material arbeiten, sich nicht in den Schoß der großen Tradition flüchten, sondern nicht von der früher selbstverständlichen Position abrücken, daß jede Zeit ihren entsprechenden Ausdruck braucht: neu, schwierig und schön.

Eher zum historisierenden Ansatz der Veranstaltung passend war das Abschlußkonzert mit der **Johnny Otis Show.** War der Zitatcharakter bis dahin nur implizit der dominante Aspekt der Veranstaltung, so offenbarte sich diese Perspektive bei Johnny Otis in aller Offenheit. Der schwärzeste Weiße des Show-Biz verkündete, eine kurze Geschichte der schwarzen Musik seit den 30er Jahren vorführen zu wollen. Begann mit „Get Ready" von Rare Earth und spulte dann die Johnny Otis-Show der Dekaden ab; verweilte beim Big-Band-Sound der 30er, beim Blues der Fourties, zitierte die eigenen Hits der frühen 50er und spielte „Hand Jive" und „Harlem Nocturne". Dabei präsentierte er in einer Art Nummernrevue seine drei Sänger und seine ausgezeichnete Sängerin, ließ den „Funky Broadway" auferstehen, glitt in Wilson Picketts „Midnight Hour" und zitierte überhaupt alles, was nicht niet- und nagelfest war. Und das auch. Das zeitweilig spielerisch niedrige Niveau, das gerade nach all der Perfektion, an die man sich in drei Tagen gewöhnt hatte, und besonders bei Otis' schlagwerkendem Sohn auffiel, tat der Begeisterung des Publikums keinen Abbruch. Es ging ja auch nicht um Brillanz, sondern um Let the good (old) times roll. Von dieser fröhlichen, tanzbaren, aber in keiner Weise originellen Musik konnten die Leute nicht genug kriegen. Das Zitat kommt besser an als seine Quelle, als der Zusammenhang, in dem es ursprünglich gestanden hat. Während Johnny Otis Count Basie zitierte, spielte zur gleichen Zeit auf einer anderen Bühne die echte **Count-Basie-Band** – seit dem Tode des Meisters unter der Leitung von **Thad Jones** –, ohne annähernd solche Begeistungsstürme zu entfachen.

Archie Shepp wußte von einem Saxophonisten zu erzählen, der in den frühen 60ern perfekt Coltrane imitierte und damit mehr Zuhörer anzog als Trane selber, der im gleichen Block, zur gleichen Zeit vor halb soviel Publikum blies. Aber heut' ist das Zitat, ja das Zitat des Zitats endgültig zur vorherrschenden Form geworden, legt man die Reaktionen des holländischen Publikums als Erfahrungswerte zugrunde. Denn der Jazz ist tot. Es lebe die Simulation!

SINGLES



Von Diedrich Diederichsen

Nummer eins im Himmel (heut nacht)
Sparks: Change (London)
»Ich fühle mich wie ein Hund, den man auf die Straße geworfen hat.« Wer hat sich nicht schon mal so gefühlt? Und sich dann eine Zeile gewünscht wie: »Ich weiß, daß Hunde nicht Auto fahren können, aber das ist so ziemlich der einzige Unterschied zwischen uns.« Kann man sich etwas Aufbauenderes vorstellen? Diese ersten Sätze tropfen noch traurig zu einer verballhornten »Warm-Leatherette«-Sound-Effekt-Triade, doch noch bevor drei Minuten um sind, waren wir in einer Oper, einer Heavy-Metal-Schlacht, am Ende des Regenbogens, an der Biegung des Flusses, um endlich in den Gefilden zu verweilen, wo die Sparks zu Hause sind: Elysium, Heaven, das unsterbliche künstliche Paradies des Bombast-Pop. B-Seite: »This Town Ain't Big Enough For Both Of Us« (Acoustic Version). Diese Welt ist nicht groß genug.

Nummer Eins auf der Erde
Prefab Sprout: Faron Young
(CBS/Kitchenware)
Ich sagte es zuvor, ich sage es wieder: Prefab Sprout sind die einzige Gruppe der letzten zwei Jahre, die neue Popmusik machen. Eine typische Mitt-Jahrzehnts-Gruppe: fragil und komplex wie die großen Mitt-Jahrzehnts-Alben von Joni Mitchel (»Court & Spark«, »The Hissing Of Summer Lawns« und »Hejira«). »Faron Young«, als Single in einem dezent humorigen Country-Kostüm (»Truckin' Mix«), ist nicht einmal der beste Track der herausragenden »Steve McQueen«-LP. Diese Musik fällt vom Himmel, wie die Sparks mitten in die 70er gefallen sind, ohne Woher und Wohin, autonom, autochton und autark, wie alles, was man unwillkürlich **liebt.**

Nummer eins in der Hölle
Nico: My Funny Valentine (Beggar's Banquet)
Ich gehöre nicht zu denen, die glauben, daß der Tod, das Leiden, die Auszehrung von Tausenden von Ägyptern durch Prächtigkeit, Haltbarkeit und Minimal-Art der Pyramiden gerechtfertigt sind. Ich bin jetzt 27, okay? Nietzsche gefällt mir allenfalls noch aus stilistischen Gründen, Schopenhauer als bizarrer Griesgram, der aus Lebensunlust eine Philosophie braute, und am »Untergang des Abendlandes« schätze ich allenfalls die ausklappbaren Tabellen. Trotzdem sind zehn Jahre Schrott und Auszehrung, romantische wie unromantische Verwahrlosung und die eigentlich doch so billige Geste, nach all den Jahren einen Evergreen mit einem Produzenten aus besseren Tagen aufzunehmen, durch dieses Resultat gerechtfertigt. Oh, Mensch! Diese leere, schwere Stimme, immer noch mit dem kultiviert deutschen Akzent (»Waaaahlenteihn, iiietsch deeeeih ies Waaaahlenteihns deeeeeih«), den »Paul« (Morrissey) und »Andy« (Warhol) so liebten, singt nach vielen »Saisons en enfer«, als wäre nichts geschehen, zu einem Übungsstundenpiano von John Cale und läßt uns zwischen den Tönen ahnen, was alles passiert ist. Interessiert es, ob die Sphinx Leberzirrhose hat? Oh, ja. Die B-Seite heißt »My Heart Is Empty« und ist mit Harmonium und Elektro-Beat wirklich traurig und bewegend: Oh Homer, oh John Cale, oh Sisyphos, oh Aischylos! Tod und Teufel!

Nummer eins in den Kommandozentralen der westlichen Welt
The Ramones: Bonzo Goes To Bitburg
(Beggar's Banquet)
Ob die Ramones singen »I'm a Nazi-Schatz and fight for the fatherland« oder »Rocket To Russia« oder ihren Präsidenten ganz frech »Bonzo« nennt, ist völlig egal. Wer glaubt, links ist, wenn man Reagan und Kohl lächerlich findet, irrt natürlich. Denn lächerlich ist an beiden das Fehlerhafte, das Mißlingen. Nur ein Reaktionär, eine miese Ausgeburt der Hölle aber, kann wünschen, daß ihre Art von Politik gelingt. Ein feinsinniger, Böll-Trauerfeiern besuchender Weizsäcker ist allemal gefährlicher als ein lustvoll in die Fallen mangelnden Geschichtsbewußtseins tappender Bonzo. Möge er seinen Darmkrebs recht lange überleben! Was aber an dieser Platte so großartig ist, ist das Politik-als-Comic-Strip-Weltbild, das aus den eingangs zitierten früheren Ramones-Texten ebenso spricht wie aus dieser Platte und dem wunderbaren Billy-Wilder-Film »Eins, Zwei, Drei«. Bonzo, Adolf und Lemmy, der das phantastische »Go Home Ann« auf der B-Seite der Maxi gemischt hat, als Gegner oder Verbündete von Captain America und Spiderman. So sieht man die Welt in Queens. Und so ist sie wohl auch.

Nummer eins in der U-Bahn
The S-Haters: »White Noise« (Midnight Music)
Von mir aus können sie ewig Feedback-Lärm machen, die jungen Leute, Boxen kaputtdröhnen und sich vergiften, mit Acid, Heroin und Jägermeister, von mir aus, wenn sie dabei nur nicht gelahrt und pfiffig werden und zu kleinen Experten für die 60er heranreifen. Die S-Haters klingen nicht wie eine bestimmte Gruppe der 60er-Lärm-Fraktion, sie klingen wie alle und keine und bezaubernd haltlos. Wenn man nur U-Bahn fährt und kein Licht in die Wohnung, i.e. ein Kellerloch aus Hubert-Selby-Romanen, hineinläßt, sollte man die Welt so sehen und beschreiben. Denn so ist sie wohl auch.

Verantwortungsvoller Mainstream (GB)
The Redskins: Bring It Down (Decca)
The Smiths: That Joke Isn't Funny Anymore (Rough Trade)
Topper Headon: Drumming Man (Mercury)
The Style Council: Come To Milton Keynes (Polydor)
Hipsway: The Broken Years (Mercury)
Win: You've Got The Power (Swamplands)
Simply Red: Money's Too Tight To Mention (Elektra)
400 Blows: Mavin (Illuminated)
Die Redskins sind eine amerikanische Football-Mannschaft. Und dann erst mal gar nichts. Dann Indianer. Und erst dann eine britische Band, die die gute Idee hatte, die Liebe zu kahlgeschorenen Schädeln, Leo Trotzki und Tamla Motown engagiert zusammenzuschweißen. Leider zuungunsten von jedem der drei Elemente: Trotzki macht besseren Soul, Berry Gordy hat noch kürzere Haare, und in den Köpfen der echten Skins stecken die größeren Eispickel. »Der Witz ist nicht mehr lustig.« Wer so was sagt, ist ein Arschloch, ein Spielverderber, ein Mistkerl. Ich hab' nichts gegen die Smiths, einige meiner besten Freunde..., aber sie sind Mistkerle. Topper Headon spielt eine alte Gene Krupa-Nummer, gönnt sich ein paar Wirbel — so langsam erfahren wir, aus welch verborgenen Leidenschaften diese ganzen Punk-Bands bestanden; was müssen die sublimiert haben, die armen Kerle! — und eine eher fade Eigenkomposition auf der B-Seite, sicherlich identifiziert er sich mit Nelson Algrens »Mann mit dem goldenen Arm«. Ja, die neuen Style Council sind zugegeben eine flotte Gruppe geworden, aber warum ist dieser Weller immer so unsicher und voller schlechten Gewissens, wenn die Musik manchmal so richtig in die postmoderne Scheiße umschlägt, und muß dann immer versuchen, durch seinen Gesang die Authentizität zu retten. Ich ziehe jedes Haircut-100-Stück immer noch jedem Style-Council-Song vor. Die neuen britischen Soul-Boys? Ist Paul Weller nicht genug? Doch, aber er wächst aus seiner Rolle heraus. Hipsway machen die beste Figur (trocken, suhlig, Kartoffelchip), dicht gefolgt von Simply Red, die jedoch jedes Wohlwollen durch ihr Video versauen, und Win, die eklektizistische unter diesen Bands, braucht niemand, der um die Schönheiten eines »Word Girl« weiß. Irgendwo dazwischen 400 Blows: Percussions wie ein Schluckauf, aber sonst, na, nennen wir's fesch.

Nummer eins auf dem Campus
Weekend: Stella Marina (Virgin)
Man nehme alles, was gut und rechtschaffen ist: ein (weltbekanntes) Mao-Zitat auf dem Cover, den Last Poet Jalal als Rapper, Julie Tippets alias Driscoll als Special Guest, und wenn doch nichts Rechtes dabei herauskommt, war's Working Week. Jeder für sich ist natürlich gut (Mao, Tippets, Jalal und auch Working Week).

Old Farts Go For It
Jeff Beck/Rod Stewart: People Get Ready (CBS)
Ein klassisches Duo hat wieder zusammengefunden. Und bei so einer militant schönen Ballade wie Mayfields »People Get Ready« klingen ihre Organe, Rods Stimme und Jeffs Gitte, so schön wie damals, als man noch Margritte-Äpfel auf Schallplattencover tat.

Disco (mit gesprochenen Texten)
Paul Hardcastle/Werner Veigel: 19 (Chrysalis)
Anne Clark: Self Destruct (Virgin)
Für Hardcastle: Alles vergessen und vergeben. Mit der schwulen Veigel-Stimme ist »19« ein grandioser Witz über das Prinzip des Dokumentarischen und den Glauben an das Authentische geworden. Für Clark: Noch ein Gedicht! Nochmal über Selbstmord! Für eine biogenetische Umwälzung! Neue Lebenspläne: dreißig Jahre Kindheit, dreißig Jahre Pubertät. Wer dann noch lebt, kann die verbleibenden Jahre einem normalen Beruf nachgehen. Wie schlecht diese Platte ist, glaubt mir eh keiner.

Alte Crooner in neuer Heimat
Feargal Sharkey: Loving You (CBS)
Vince Clarke/Paul Quinn: One Day (Intercord)
Roy Orbison: Wild Hearts (ZTT)
Feargal Sharkey hat seinen Song von Human Leagues Jo Callis co-writen und von Durans Roger Taylor co-producen lassen. Die Mixtur aus Abba und Human League ist als solche gelungen, aber nicht als das, was ein Mann tun sollte, der einst **von** Schokolade **erzählen** konnte. Dies **ist** Schokolade, aber zu süße. Vince Clarke und Paul Quinn sind dagegen zwei Talente, die sich auf eher bittersüße Art gegenseitig neutralisieren. Und Roy Orbison, früher so rechtschaffen traurig, debütiert auf ZTT mit einem Song, der aus einem Film stammt, der eine Begegnung von Einstein, Marilyn und Senator MacCarthy schildert — diese Idee konnte nur Nicholas Roeg haben. Keine gute Gesellschaft für so einen ehrenwerten, älteren Amerikaner.

Narzißmus (Theorie und Praxis)
Prince: Raspberry Beret (WEA)
Kid Creole And The Coconuts: Endicott (WEA)
Explorers: Venus De Milo (Virgin)
Ich habe »Purple Rain« nicht leiden können. Narzißmus wird unerträglich, wenn die Gründe, warum ein Narzißt sich liebt, allgemein bekannt sind. Dafür darf er jetzt aus der besten Platte seiner Karriere so viele Singles auskoppeln, wie er will. Er hat jetzt neue Gründe gefunden, sich, und nur sich, zu lieben (Die Zeitschrift »Wolkenkratzer« hat sich kleinmütig darüber beschwert, daß Prince nicht mit einem Mädchen gehen wollte, das sich weigerte, mit ihm eine katholische Messe zu besuchen. Genau dazu hat er ein Recht. Judy Rifkas Freundin kann sich ja in Zukunft an profilierte Atheisten wie die Gruppe The Jesus And Mary Chain halten). Bei Kid Creole sind alle Gründe für die Liebe zu sich selbst restlos bekannt. August mag Cocktails, und er glaubt, er sei ein Cocktail. Den kann jetzt seine Schweizer Frau alleine trinken. Interessant ist der Fall der Explorers, Ex-Roxy-Musiker die sich einen Sänger geangelt haben, der wie der frühe Brian Ferry klingt: wir basteln uns einen Narzißmus, nach bereits bekannten Schnittmustern und hervorragenden, empirischen Werten. Prächtig!

Disco (mit ausländischen oder sensiblen Sängerinnen, die Cocteau unter der Bettdecke lesen)
Pinkie Maclure/David Harrow: Bite The Hand That Feeds You (INK)
Flo Sullivan: Higher (red flame)
Hard Corps: Je suis passé (Polydor)
Eine gewisse Pinkie Maclure hat sich mit dem Mann zusammengetan, der mit Anne Clarke das revolutionäre Projekt der Lyrik/Disco-Fusion verbrochen hatte. Ödes, ereignisloses Gesinge zu ödem, ereignislosen Elektro-Beat. Flo Sullivan ist kein Floh, sondern ein Mäuschen (und Pinkie eine Krähe). Die Musik ist gedanklich genauso öde, geht aber ab (so sagte man früher), und sie ist so ein bißchen ausländisch. Wenn auch nicht so ausländisch wie die Sängerin von Hard Corps, die, ihr werdet es geahnt haben, eine waschechte Französin vorstellt und ihrerseits auch zu einem Elektrobeat singt, zu dem stumpfesten der drei, und zum besten. Als Trash brauchbar.

Disco (anspruchsvoll, komplex, weiß, mit »Blue-Monday«-Nachfolge-Ehrgeiz)
Wiseblood: Motorslug (Wise)
Clan Of Xymox: A Day (4AD)
Front 242: Politics Of Pressure (spv)
»Motorslug« ist toll. Ein lautes, überbordendes Spektakel. Ein Schreihals zitiert Sätze aus dem »Roadhous Blues« der Doors und Motorsägenfunk und plumpe, laute Technoeffekte sausen und knallen einem um die Ohren, daß es a Froide is. Clan Of Xymox basteln mit viel Erfolg an der anspruchsvollen, ideenreicheren Version von New-Order-Disco und kommen ganz ohne die Standard-Elektrobeat-Effekte aus, drehen statt dessen zeitweilig ganz ab. Weitgehend unterhaltsam. Front 242 haben dagegen am wenigsten Ideen und am meisten Message, jagen den Namen Ghaddafi durch Echokammern oder wie das Zeug heißt, als gelte es, das Durchschnittsalter gefallener US-Soldaten in Libanon an den Mann zu bringen.

Düsseldorf (»I know where I must be, I must be in hell«, Lou Reed) oder Klein-Paris
DAF: Absolute Body Control (Ariola)
Tote Hosen: Battle Of The Bands (Virgin)
Wenn es DAF nicht gäbe, müßte man sie erfinden. Aber sie sind so milde »Checker's«-Gänger geworden, lebende Cocktails wie der alte August, der milde Mestize aus New York, daß es absolut lächerlich klingt, wenn Gabi von Body und Sex singt. Alte Credos sterben früh. Also: lieber den ohnehin schlappen Disco-Stampf weglassen und gleich Sinatra-mäßig knödeln, was in der Yuppi-Hauptstadt, wo es keine Kneipe ohne Bar-Pianisten gibt, sowieso seit und für Millionen Jahren die hipste Sache ist. Die Toten Hosen, das **andere** Düsseldorf, ohne Barpianisten, zeigen sich in fünf verschiedenen Verkleidungen aus dem Formel-Eins-Film. Die Fotos der verkleideten Hosen sind allemal lustiger als die musikalischen Parodien, und wenn sie gesprochen als »Flinger Domspatzen« »Frohe Weihnachten« wünschen, ist das hübscher, als wenn sie mit lauen Persiflagen irgendwelche leichten Opfer zerleiern. Es wird Zeit, daß wir uns alle recht herzlich bei Insterburg & Co entschuldigen.

R.E.M. – „Es ist von höherem Wert, Verstand als Gedächtnis zu leihen: um so viel, als man bei diesem nur zu erinnern, bei jenem aufzufassen hat."

(Baltasar Gracián, „Handorakel und Kunst der Weltklugheit")



DER DOORS-FAN IN WILLIAM FAULKNER.

R.E.M. zum dritten und letzten. Fast waren wir geneigt, diese Band, nicht zuletzt wegen ihrer Tendenz, sich unseren journalistischen Analysen nicht nur physisch immer wieder zu entziehen, für schicksalhafer zu halten, als sie ist. Schließlich hat es geklappt (und auch wieder nicht): Frank Sawatzki **hatte eine denkwürdig-merkwürdige Begegnung mit R.E.M.-Frontmann** Michael Stipe. Detlef Diederichsen **schreibt die Geschichte der Band und der Begriffe, mit denen man sie und so viele andere zur Zeit in Verbindung bringt (Neo-Psychedelia, etc.) und für deren Renaissance man vor allem R.E.M. verantwortlich macht. Sollte dieses Kapitel jetzt endlich abgeschlossen sein?**



Nun gut, ich kam zu spät, und der Band stand die Abreise aus Köln direkt bevor – die Gesprächszeit war also knapp bemessen. Aber daran alleine kann es nicht gelegen haben. Ein Interview mit Michael Stipe von R.E.M. ist wie Tauziehen auf Rollschuhen. Es zieht dir nicht gerade die Schuhe aus – aber den Boden unter den Füßen weg. Du baust viele Bruchlandungen. Nichts läuft mehr. Maschin kaputt. Michael Stipe erzählt, daß „Inspirationen von überall kommen", daß der Name der Band keine Bedeutung hat, daß viele amerikanische Underground-Bands gut zusammenarbeiten, daß die Entwicklung von R.E.M. „natürlich" sei und, daß er Malerei studierte, weil er zu faul war, etwas anderes zu machen. Warum er mit der Musik begonnen hat, sparte ich mir dann als Frage. Ja und wichtig sind R.E.M. und „epochal" die neue LP, was kein Zitat von Michael Stipe ist, sondern von einem Kritiker. In der amerikanischen I.R.S.-Biographie hat man ihn als „Marlon Brando des Post-Punk" ausgerufen. Michael Stipe fand das wiederum höchstens amüsant: „You re kidding." Big words. Nein, für mich sind R.E.M. eine beachtenswerte Ami-Band aus Athens/Georgia mit viel Spinnerei und Gitarren (oder umgekehrt). Lieben kann ich sie nicht, und die Cover von Kevin Coyne bleiben immer noch besser/deutlicher als die Malereien eines Michael Stipe auf den R.E.M.-LPs.

Zum Ort des Geschehens: Spätmorgen, Frühstückswarteraum des Hotel „Ascot" zu Köln am Rhein. Michael und ich an einem Tisch, daneben Wolfgang Burat und von der CBS Markus Linde. Die Restband ein paar Tische weiter. Coca Cola, Tee, Kaffee. Licht und Schatten, Geplauder wie Sumpfwaten und Verdauungsstörungen. Und dann plötzlich, ein einziges Mal, herrscht dieser vernarbte, ernste Mann mit den fast tränenfeuchten Augen, der bis dahin vollkommen gelassen war, seine Bandkollegen am anderen Tisch derart an, daß man zusammenfährt: „Shut up!" Der Liebe, sensible Mensch ganz bös? Schließlich wußte ich immer noch nicht, was dieser Michael Stipe für ein Mensch ist. Bräuchte wahrscheinlich noch einige Interviews, das zu kapieren. ●

Eigentlich gab es Neo-Psychedeliker schon immer, spätestens aber seit 1972, dem Erscheinen von Lenny Kayes nostalgischer „Nuggets"-Compilation. Zumindest war dies der Zeitpunkt, von dem an man das „Neo" vor die „Psychedelic" schieben mußte. Der Trend lebte aber eigentlich fort. Die alten Helden machten

weiterhin Platten. Zwar waren viele mittlerweile vom Mainstream fortgespült worden, andere hatten sich aber durchaus im Underground eingerichtet, taten als sei nichts geschehen, als gäbe es keinen Philly-Sound oder Glam-Rock. Man konzentrierte sich in und um das Blatt (und später das Label) „Bomp" des rührigen Greg Shaw. Namen: Sky Saxon, Kim Fowley (zeitweise Glam-Rocker), Mike Wilhelm, Alex Chilton, Flamin' Groovies etc.

Einen Boom erlebten diese Leutchen ca. 1978. Vorher waren sie nicht eben gesellschaftsfähig gewesen, wenig hip, aber dann waren genug Jahre vergangen, und es kam die Generation, mit der man zunächst nur einen gemeinsamen Feind hatte (nämlich das langweilig gewordene und sich überlebt habende Wertesystem der Mittsiebziger-Rädelsführer), die sich aber später ausdrücklich auf einen berief.

Auf beiden Seiten des Atlantiks waren die Spät-Sechziger als *roots* hip. Hie Television, da XTC, jeder nannte beim Namen, von was er sich beeinflußt dünkte. Eine Klippe hatte man dabei jedoch zu umschiffen: Hippies. Davon wollte man sich ja nun gerade ablösen. Daher wurde die Psychedelic zunächst auch vorsichtig angefaßt. Keine Drogen! (Jedenfalls nicht Haschisch oder Marihuana.) Kein Blues, kein Dylan, keine Gitarrensolos. Aber Beat, Pop-Songs, rohe Riffs, der Enthusiasmus der Psychedelic-Punks der Sechziger. Velvet Underground gingen natürlich in Ordnung, sogar die aktuellen Produkte von Cale und Reed wurden bisweilen als New Wave gehandelt. R & B blieb vorerst noch der älteren Generation vorbehalten, Chapman und Konsorten. Die Byrds waren als Sound-Vorbild omnipräsent, wurden aber selten beim Namen genannt. Eine Band wie The Last (hervorragende LP: L.A. EXPLOSION) klang schon fast nach Byrds-Revival-Band, bezeichnete selber ihre Musik aber als Punk.

Wenig Verschiebung der Werte in den Jahren bis 1981. Eine Band wie die Psychedelic Furs taucht auf (1980). Ihren Namen bezeichnen sie als Provokation(!) für Punks, Waver etc., ist in Wirklichkeit aber nicht so gemeint. Und doch waren sie die ersten, die den Trend einläuteten: dichte Gitarrendeiche (keine Riffs, sondern Akkorde über Akkorde), bewußt nach außen gekehrter Dylan-Einfluß (noch leicht ironisiert), bewußt nach außen gekehrter Velvet-Einfluß (sogar das Berufen auf Warhol bei den Furs). 1980 steckt man sie noch weg, ordnet sie als willkommen eigenwillige Wave-Band ein, ihre großartige 81er-LP TALK TALK TALK ist dazu aber zu sperrig und eindeutig: Die Gruppe hatte ihren Namen eingeholt.

Mit demselben Vorbilder-Bündel kann man ja auch ganz andere Sachen machen. Jonathan Richman oder die Violent Femmes haben da ihren Weg gefunden. Genauso Nikki Sudden und die TV Personalities. Amerika schickt aber seit etwa 1983 beinahe eine Art Mainstream ins Rennen (Neo-Dylan-Velvet-Gitarren-Dichtung-Mainstream): Dream Syndicate, Green On Red, Rain Parade. Manchmal ist noch C & W dabei: Long Ryders (manchmal wird das zur beherrschenden Kraft: Beat Rodeo, Rank & File).

Was im Zuge dessen auch seine Rehabilitierung erfuhr: der Hippie. Was ist er aber, unser „Hippie"? Hip war er ursprünglich und ist es jetzt wieder (daher der Name, aha). Später hatte er lange Haare, war älter, ungepflegt, beschissen angezogen, lieb, aß Müsli, redete unklar (gerne über mystizistische Fragen) – kurz, er war ein Kotzbröcken. Eine Halbwahrheit! Das Wave-tum gebar schon bald eine neue Hippie-Klasse, was jedenfalls unklares Reden, Gedankenfeindlichkeit, Mystizismus etc. betrifft. Urmutter: Siouxsie, Söhne: Killing Joke, Sisters of Mercy etc. und immer mehr aus dem sogenannten Avantgarde-Bereich (Krach-Bands, Throbbing Gristle-Nachfolger), der auch einer der letzten Zufluchtsorte alter Hippies ist, die sich nur die Haare (zumindest vorne) abzuschneiden brauchen und ansonsten alle Anschauungen und die Plattensammlung in ihre neue Existenz mit einbringen dürfen.

Was aber die Neo-(Dylan-Velvet)-Psychedeliker rehabilitierten, war nicht unbedingt die Gedankenfeindlichkeit jenes Hippie-Typus', sondern eher der Rest des alten Hippie-Typus', also Drogen (aber bewußt und nicht als Ausrede angewendet), lange Haare, Gitarrensolos (in Maßen, aber vor allen Dingen bis dahin verpönte Abarten wie Slide-Gitarre).

Passen wir nun mal R.E.M. in das bisher Beschriebene ein: Fraktion der 1983 aus den USA kommenden neuen Gitarrenbands; mit (allerdings recht schwachem) C & W-Einfluß und jeder Menge Dylan und Velvet Unterground. Bei ihrem Auftritt im Frühjahr '84 im Hamburger „Knust" (ein klassischer Hippie-Laden, in dem auch noch einige der letzten alten Exemplare dieser Spezies überleben konnten) spielten sie mit deutlich als solchem erkennbaren Hippie-outfit (lange Haare, bunte Hemden), aber etwas gebrochen

Fortsetzung auf Seite 52





Foto: Wolfgang Burat



D

HAUTFARBE: DEZENT

„Die Segelflotte der Gedanken
Wie fröhlich fährt sie
durch des Mundes Schranken
Der aufgesperrten Mundesschleuse
Bei gutem Winde auf die Reise
Sie lockt das zartere Gemüt
Ins anmutreiche Kunstgebiet
Wo grade, wenn man nichts versteht
Der Schnabel um so leichter geht."

(Maler Klecksel, Wilhelm Busch)

TEXT: FREDDIE RÖCKENHAUS · FOTO: WOLFGANG BURAT

Schließlich hätten wir es wissen müssen. Schon damals hatten sie es mit dem Titel ihrer (vorerst) letzten Schallplatte „Für Immer" angekündigt, daß Blutsbrüderschaften nicht aufkündbar seien. Und sind nicht gerade die Wiedersehensszenen nach längerer Wanderschaft und Trennung zwischen Winnetou und Old Shatterhand mit die Höhepunkte im Gesamtwerk Karl Mays? Wahlverwandtschaften sind gerade die innigsten.

„Ja, man kann sagen, daß wir uns sehr gut verstehen", gesteht Gabi Delgado-Lopez, und die Wahlbrüder verfallen in dieses schüchterne Lady-Di-Lächeln, das uns zuletzt so hinreißen mußte, als Bob Geldof der Prinzessin vor TV-Kameras das Live-Aid-Projekt erläuterte. Der Räuber und der Prinz. Teil 2.

Nennen wir es das „Humpe-Syndrom", das Robert Görl und Gabi Delgado-Lopez zur Wiederbelebung ihrer Freundschaft bewogen hat. Die wiederentdeckte Chance der Inszenierung eines verwandtschaftlichen Verhältnisses für die Zwecke des Showgeschäfts. Robert und Gabi als die deutschen Everly Brothers, jetzt auch im Harmoniegesang. Und der feinsinnige Titel der im Oktober erscheinenden nächsten Maxi lautet natürlich „Brothers".

Soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, daß die Deutsch-Amerikanische-Freundschaft auch wieder Musik macht. Robi und Lopi haben das gute alte, blubbernde Fliewatüüt wieder angeworfen, und es macht immer noch die gleichen Geräusche wie einst, als die Neuen Deutschen Wellen über ihm zusammenschlugen. Vielleicht etwas weniger streng als damals. „Ich spiele jetzt auch gerne mal auf den Tasten", sagt Rober, „statt immer nur an den Sequenzern rumzudrehen."

Wen aber interessiert das schon? Wichtig ist doch, daß wir unser altes NDW-Flaggschiff wiederhaben. DAF packt uns an der sentimentalen Seite. DAF. Das ist der Mythos einer Aufbruchstimmung. DAF. Da hauten wir den Hippies und all den ehrlich Empörten des Landes noch die Konnotate von Gabis „Mussolini" um die fortgeschrittenen Ohren. Da identifizierte die betuliche „Süddeutsche Zeitung" DAF noch als „rockende Ledernazis", im TIP offenbarte Gabi vollmundig: „Waffen gehören zu unserem Alltag", und die WAZ rührte mit Zeilen über DAF, Extrabreit und Ideal: „Daß ihre Lieder aber in einem Land begeistert gehört und gekauft werden, wo Türkenhaß und Jugendarbeitslosigkeit an der Tagesordnung sind, weist so erfolgreichen Unterhaltungskünstlern eine besondere Verantwortung zu. Sie erreichen Tausende von Jugendlichen, die oft nur unzureichenden Geschichtsunterricht genossen haben."

Heute wäre solch erbarmungsloser Enthüllungsjournalismus mit DAF nicht mehr möglich. Im Speise-Café an der Kö stellen Robert und Gabi ihr neues Lieblingswort vor. Es heißt: „dezent". „Wir waren eigentlich schon immer sehr dezent in allem, was wir gemacht haben. Wir hätten da ganz andere Sachen machen können", droht Gabi noch einmal milde lächelnd, um sich wenig später in einen Apfelkuchen zu verbeißen. Während damals alles in Nappaleder und vager Ironie gehalten war, ist es heute die Wiederentdeckung des Orients. Mag sein, daß Gabi von Scheherezade aus Tausend und einer Nacht vorgelesen bekommen hat oder daß ihm ein Konsalik in die Hände gefallen ist. Jedenfalls sieht er wie Kara Ben

A

Nemsi aus, und auch Robert hat orientalische Ornamente auf der Jacke.

Damals trafen ausgerechnet Dilettant Delgado und Konservatoriums-Bürschchen Görl die Idee von sexueller Abwegigkeit, latenter Gewalt und Revolte genau auf den Punkt. Alles war gut. Für kurze Zeit.

Und heute? „Heute ist alles erlaubt", meint Robert Görl, „man kann sich ein viel breiteres Spektrum erlauben als damals. Heute gibt es zum Beispiel Leute, die sagen: Aha, da gibt es so etwas wie... Swing", und dabei macht Robert vor dem „Swing" eine so geistreiche Kunstpause, daß man nachgerade schockiert ist von soviel Charme. Und sogleich kündigt Gabi an, daß die nächste Single und erst recht die nächste LP viel Neues bringen würde, was man nie und nimmer von DAF erwarte. „Diese erste Single, Absolute Body Control, war nur das Wiedereinblenden. Die Leute sollten DAF gleich wiedererkennen. Sofort etwas völlig anderes zu machen, ist auch nicht so gut." Selbst Schmeichler aber können an der ersten Maxi nichts entdecken, was irgendwie gewagt wäre oder avantgardistisch. Von dem einst beschworenen „neuen bösen Tanz" ist nur eine dezente Form der Bewegung, vorzugsweise in der Disco mit Zwangsverzehr, geblieben. Der alte Schwung is' hin.

Das neue DAF-Konzept aus öffentlichen Auftritten, Mode, Fotos, Interviews, Plattencovers und der bislang dümmsten PR-Mitteilung seit der Währungsreform dürfte jedoch interessant werden. Gabi sind durchaus wieder halsbrecherische Symbol- und Zeichen-Anhäufungen zuzutrauen, nachdem er beim ersten DAF-Konzept je ein monumentales Gebäude unhaltbarer Ideologieansprüche aufgetürmt hatte. „Ein Drittel ist Musik, ein Drittel ist das Image, und das dritte Drittel sind Verträge", sagt Gabi. Und das soll wohl die neue, dezente, charmant-lächelnde DAF-Phase einleiten. Das mit den Verträgen liegt wohl daran, daß Robert im Musikverlag Wintrup irgendwann einmal eine Vertragsverhandlung mit einer Autogrammstunde verwechselt haben muß. Aber mit Geld läßt sich so etwas regeln. „Jetzt ist jedenfalls alles klar", sagt Gabi.

Nein, an Aids würde heute bei ihrem Anblick keiner mehr denken, dazu lachen die beiden einfach zu nett. Welterfahrene, große, amüsant plaudernde Jungen, zwar mit einer Schwäche für Tequila, aber sonst wirklich sauber. Außer in Deutschland, so erzählen sie, hätte man Gabis „Mistress" und Roberts „Night Full of Tension" oft und gern gekauft. Gabi mochte man in Japan, weshalb er auch gern auf seine Vorliebe für die in Düsseldorf ansässigen japanischen Restaurants hinweist, Robert in Amerika, wo man nicht verstehen konnte, daß er nun wieder DAF macht. Geld hat in Düsseldorf ja noch selten eine Rolle gespielt. „Von den Einkünften aus den Soloplatten konnten wir auch gut leben", versichert Gabi, obwohl er zugibt, daß er natürlich auf einen



großen kommerziellen Erfolg mit der neuen Zündstufe von DAF hofft.

Damals kamen der Räuber und der Prinz aus London, diesmal haben sie die ersten fertigen Stükke in einem Dorf bei Nürnberg aufgenommen und leben in Düsseldorf. Talk-Dummkopf Fuchsberger: „Düsseldorf nennt sich ja gerne Klein-Paris." Karl Lagerfeld darauf: „Na – wenn Sie das Klein schon selbst davor setzen..."

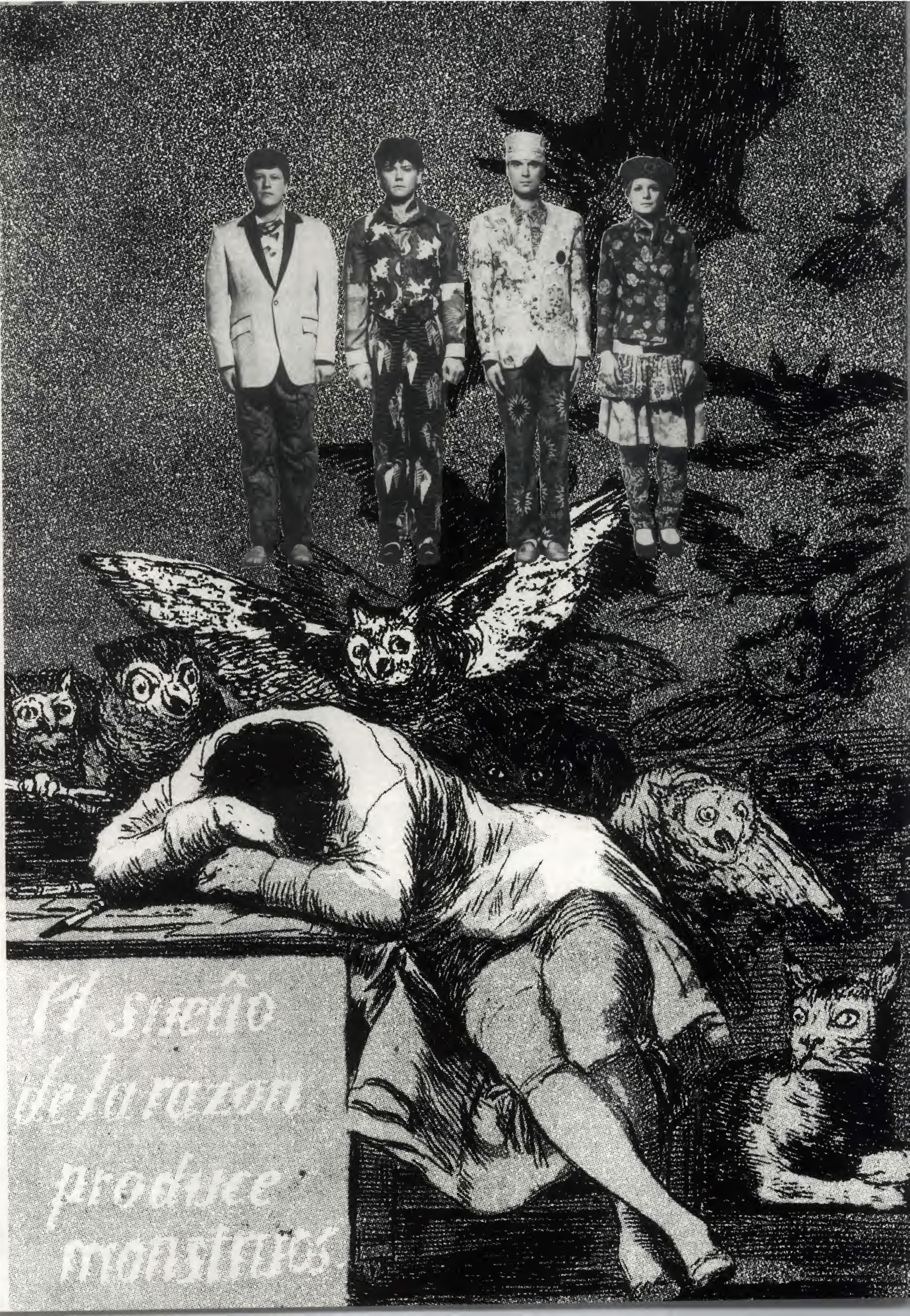
DAF fangen diesmal auch kleiner an. Nach über einer Million verkaufter Platten. Der Titel ist nach wie vor gut. Die augenblickliche Regierung dieser Republik hat zudem alles getan, der „Deutsch Amerikanischen Freundschaft" einen neuen Unterton zu geben. Aber insgesamt sind die Zeiten schwer für ein deutsches Comeback. Dean Records ist nicht Virgin.

„Wir würden gern wieder öfter in London sein, dort auch wieder zeitweilig leben und dann wieder in Düsseldorf, denn Düsseldorf ist eigentlich nicht schlecht. Im Checkers geht es manchmal ganz gut ab", sagt Gabi, durchaus bestätigt von Robert, dessen einst so bemängelte z-Schwäche ganz dezent behoben ist. Auch die Vokabel „sozusagen" hat Robert sich abgewöhnt. Aber das nur nebenbei.



So muß sich Deutschlands Musikpublikum nun also auf zwei gutgekleidete, verbrüderte Dandies einstellen, die ihrem wüsten Sequenzer-Gehacke einen eleganten Kraftwerk-Unterton beigemischt haben und mit weiterer Modernisierung drohen. Wegen gähnender Leere und Langeweile auf dem Markt wird kaum etwas anderes übrigbleiben, als mit DAF II erst einmal vorliebzunehmen. Hörgewohnheiten werden dieserorts fürs erste sowieso nicht mehr gesprengt, also warum sollten ausgerechnet Gabi und Robert die Märtyrer spielen und sich etwas Neues, etwas grundsätzlich Neues einfallen lassen.

In politische Scharmützel kann DAF vorerst auch nicht mehr verwickelt werden, denn Gabi, der einst die Worte so geschickt zu purem Zusammenstoß verdichtete, singt nun englisch („We want you to use your body") und hält sich heraus, weil zur Zeit nicht einmal DAF deutsches Wort wagt. Gabi kann sich da gut herausreden, weil er Spanisch und Englisch gleich gut wie Deutsch spricht. Die Bürde der Verantwortung lastet nicht mehr. Das selbstauferlegte Avantgarde-Image ist von der Musikpresse ohnehin demontiert worden. Endlich darf DAF eine Propgruppe wie jede andere sein, weil der Ballast von Bord ist. Jetzt müßte den beiden Brüdern nur mal wieder eine gute Nummer einfallen. Vielleicht mal was mit Bläsern oder mit deutschem Gesang.


El sueño
de la razon
produce
monstruos.

„From a sleep of reason a life is born, we are creatures of love, we are creatures of love..." Talking Heads, „Creatures Of Love"

DER SCHLAF DER VERNUNFT GEBIERT UNGEHEUER



Francisco Goya, Caprico Nr. 43

Die Talking Heads sind keine fröhlichen Menschen. Seit 1977 kreierten sie den neurotisch abgefahrenen, zerrissenen Intellektuellen-Typus, bar jeder Wurzel und nur mit dem Kapital einer College-Ausbildung und offenen Augen, mit denen die Oberfläche der Welt abgestastet werden konnte, ausgestattet. Bereuen sie das heute?

Zu einer Hoch-Zeit der amerikanischen Knollen- und Wurzelproduktion sind die Talking Heads scheinbar überflüssig geworden. Dies zu verhindern, haben auch sie nach Wurzeln geforscht, denen des weißen Amerika und denen ihrer eigenen Anfänge. Konzeptkünstler, die sie sind, haben sie versucht, aus beiden Ingredienzien den ultimativen Mix herzustellen, haben vernünftig und verdrossen, wie sie sind, den Schlaf der Vernunft geschlafen und jene kleinen monströsen Geschöpfe der Liebe geboren, von denen sie nicht nur singen, sondern die in ihren Köpfen herumkrabbeln. Dazu haben sie sich neu in „Psychedelia" eingekleidet und posieren in der alten Talking-Heads-Haltung auf dem Cover: starr und steif, die Hände an den Körper gepreßt. Haltgemacht!

VON JUTTA KOETHER

Foto: A. Corbijn/Photo Selection


Jerry Harrison Foto: B. Schaub

Diese Haltung verkauft sich. Wie noch nie. Das letzte Talking-Heads-Album wird von den Studenten dieser Welt geliebt, die vier sind richtige Identifikationsfiguren für resignierende, junge Intellektuelle geworden. So beeindruckend eindeutig und offensichtlich, wie sie da stehen, wissend, nichts mehr bewirken zu können, und dennoch Haltung bewahren und sich der Öffentlichkeit stellen.

Die Talking Heads sind Opfer ihrer eigenen Geschichte geworden. Wie die Konzeptkunst, die in die Werbung eingegangen ist, nachdem sie als Avantgarde ihre Schuldigkeit getan hatte, sind die Talking Heads heute in der verzweifelten Lage, weiterführen und gleichzeitig Antwort geben zu müssen auf das, was sich wild, ehrlich und ungeordnet an junger amerikanischer Wurzelmusik um sie herum abspielt, *ohne* sich vollständig in der Werbung für sich selbst zu verlieren.

Auf ihrer neuen LP geben sie sich dann auch sehr fröhlich, verzweifelt fröhlich und verzweifelt tief: *„Ain't no crime to believe/I took my money/I bet my life/What you see is what you get/But sure ain't what we need."* Das Paisley-gemusterte Käppchen, das sie sich über Augen und Ohren gezogen haben, hat doch noch Sehschlitze. Innbrünstige Pfiffigkeit, wohin man blickt! Auch auf dem naiv-witzigen Cover, das sie sich im Auftrag nach Vorlage einiger Portraitphotos der Bandmitglieder vom religiösen Hobbymaler Reverend Howard Finster haben gestalten lassen. Im „House Of Holy Meditations and Decisions" ist kaum Platz für ihre sonst so typische, nervöse Gereiztheit, für den Wachzustand und für diese blanke Oberfläche, die vom Rhythmus untergraben wird.

Das Grundübel, in das die Talking Heads hineingeraten sind, ist der imagebedingte Zwang, als Künstler in Erscheinung treten zu müssen, ein Zustand, der entstanden ist, nachdem sie anfangs Meister darin waren, neue, von der Kunst beeinflußte Konzepte zu entwickeln. Doch statt neuer Konzepte werden mittlerweile nur noch neue Rezepte ausgetauscht. Nicht, daß ihnen mangelnde Produktivität vorzuwerfen wäre, doch der Zwang, obwohl man sieht, daß der vor Jahren erreichte Avantgardestatus verschwunden ist, diesen mittels einiger durchschaubarer Kunstgriffe zurückgewinnen zu wollen, produziert Akte der Verzweiflung, die nach hinten losgehen. Außer dem Publikum langweilen sich schließlich auch die Akteure.

Die Meister der Form haben auch ihre Form dem Schlaf der Vernunft geopfert. Statt des theoretisch-eloquenten David Byrne schicken sie den an den linguistisch-konzeptuellen Anliegen der Band eher des interessierten Jerry Harrison auf Interview-Tournee. Doch der faßt immerhin das Grundproblem der Band gut zusammen, gerade so, wie er seinen Hamburger ißt: reinbeißen und das Unbehagen herunterschlukken, bloß nicht kauen:

„Wir haben nichts verloren. Wir versuchen nur, uns selbst in Stimmung zu halten... Die Referenzen dieses Albums sind sehr amerikanisch. Wir gehen zurück zu den Wurzeln weißer amerikanischer Musik, mit der wir aufgewachsen sind. Wir wollten diesmal alle musikalischen Elemente nur zum Vorteil des reinen Songs einsetzen. Bei 'Little Creatures' *dient* der Rhythmus nur dem dominierenden Song. Genau das umgekehrte Verfahren wie etwa bei 'Remain In Light' oder 'Speaking in Tongues', wo wir die umgekehrte Technik zum Höhepunkt gebracht haben. Es hätte leicht passieren können, daß wir zur Parodie unserer selbst werden. Deshalb, so haben wir gedacht, war es an der Zeit, einen kühnen Bruch zu vollziehen. Jetzt versuchen wir die Lektionen, die wir gelernt haben, anders zu verwerten. Einerseits zurückgehen auf die ursprüngliche Art, die, in der wir angefangen haben, und andererseits sehen, was wir von dem bis heute Gelernten brauchen und verwenden können. Wir beschlossen, etwas *Schönes*, in der Art des ersten Albums, zu machen, weil wir die dort vorhandenen Qualitäten immer mehr aus den Augen verloren hatten. Wir wollten den Geist aus dieser Zeit wiederentdecken, ohne die Sophistication, die wir im Laufe unserer Entwicklung erworben haben, aufzugeben."

Um die Rezeptur richtig anzurühren, haben sie hart gearbeitet. Ordentliche Handwerker, die sie sind. Doch aus ihrer Zwickmühle haben sie sich so einfach nicht befreien können. Zu diesem Zweck suchen die einzelnen Mitglieder die individuelle Lösung. In Solo-Projekten.

Während David Byrne auf seiner neuen LP mit typisch amerikanischer Blasmusik aus dem vorigen Jahrhundert hantiert, wie ein David Salle mit wohlfeilen Kunstgeschichtszitaten, über die er seinen brüchigen Sprechgesang legt, und zu genauso dekorativ-eklektizistischen Ergebnissen kommt wie eben Salle, obwohl er doch gerade auf „Little Creatures" bewiesen hat, daß er inzwischen richtig singen kann. So nähert er sich allmählich gefährlich der kleinherzigen Intellektuellen - Chic - Kleinkunst. Dagegen liegen die Aktivitäten des Tom Tom Clubs (Tina Weymouth und Chris Frantz) noch im dunkeln. Das neue Album soll aber auch bald ans Licht der Welt gezerrt werden. Jerry Harrison, das von jeher eher stumme Verbindungsstück zwischen Tom Tom und David, kämpft um seine Credits und darum, daß sein neues Album nicht schon wieder mit den Talking Heads in einen Topf geworfen wird.

„Ich habe mit den Original-Modern-Lovers angefangen und 1972 die LP mit ihnen gemacht. 1974 kam es zur Auflösung. Ich spielte mit einigen Lokalbands in Boston und machte eine LP mit El-



liot Murphy. Dann wollte ich die Musik ganz drangeben und bin wieder ins College zurückgegangen, um mein Architekturstudium abzuschließen. Dort begegnete ich den anderen. Die Talking Heads waren die erste Band für mich, von der ich dachte, daß sie in die Entwicklung passen würden, die ich mit den Modern Lovers begonnen hatte. Alle anderen gaben zu dieser Zeit vor, den Blues zu spielen. Entsprechend waren diese Bands. Wir haben nie versucht, irgend etwas vorzutäuschen, eine glamouröse Phantasie aufzubauen."

Was die Band sicher nicht daran gehindert hat, eine neue Ästhetik aufzubauen: Erst das revolutionär unglamouröse Auftreten als junge Band (77), dann die Kultivierung des Unglamourösen bis zum Umschlag ins Gegenteil, der in der Show zum Film „Stop Making Sense" und seinem ausgeklügelten, kühlen New-Wave-Glamour gipfelte.

Jerry Harrisons Spezialität sind lapidare, leicht unzusammenhängende Statements. Gelernt ist gelernt, und wer Jahre in Byrnes Gegenwart verbracht hat, kann wohl nicht mehr anders. Auf die Frage, was es denn mit der neuartigen Covergestaltung auf sich hätte, insbesondere der sonderbaren Verkleidung der Bandmitglieder auf der Rückseite, meint er: „Wir wollen etwas, das so licht und fröhlich ist wie die Vorderseite... nun es war schon eine Art Witz... ich glaube, wir sind ein ungarischer Zirkus... ich bin der Messerwerfer... Nun, ich stimme zu, wir treffen unsere Entscheidungen, auch die visuellen."

Die nächste geplante Bühnenschau soll wohl nach einem ähnlichen Prinzip wie das Cover der LP gestaltet werden, Näheres will der gute Mann jedoch nicht aussagen. Was die eigenen Sachen betrifft, ist Jerry Harrison etwas aufgeschlossener und beeilt sich zu erklären, daß sein erster Solo-LP-Titel „Red And Black" keine Anspielung auf den gleichnamigen Stendhal-Roman war, wie alle dachten, sondern „mit Kommunismus und Anarchismus zu tun hatte" und einem politischen Pamphlet, das ihm damals in die Hände gefallen war. „In dieser kriegerischen und gewalttätigen Zeit", sagt er und meint die späten 70er. Sein neues Album soll nicht mehr so Talking-Heads-nahe und konzeptuell sein wie sein letztes.

Die einzelnen Talking-Heads-Mitglieder scheinen arg am Schwimmen zu sein. Nun erobern sie zurück, was sie eigentlich aufzugeben gedacht hatten: die Individualität des Künstlers. Obwohl David Byrne als Sänger im Vordergrund stand, war doch bei keiner Band die Entindividualisierung so wirksam und stilbildend vorangetrieben worden wie bei den Talking Heads. Doch heute, wo das Unternehmen der Entindividualisierung nicht mehr „exciting" genug ist, wo die Meinungen und herzhaften Weltbetrachtungen vom kleinen Ego aus, das sich Boss oder Bruce oder Springsteen nennen mag, und von Hunderten anderer kleiner Egos mal wieder die Schau der Zeit gestaltet wird, verdingen sich auch die einzelnen Talking Heads als Quasi-Singer/Songwriter, kehren also zu dem zurück, was sie geworden wären, wenn es den kühnen Zusammenschluß Talking Heads nie gegeben hätte.

Außer der Perfektion, die ihnen geblieben ist, war gerade der unerbittliche Stolz auf diese kühle Besessenheit ihr Kapital, mit dem sie das Messer zum Kampf um die Vernunft gewetzt hatten. Heute wird nur noch ein wenig gekratzt und geschabt.

Die mystisch-verwirrten einzelnen, die sich eben nicht nur die eine Seite des Herzens entzünden lassen wollen, sondern partout predigen, daß man beide Seiten der Fackel anzünden soll, haben die Führung übernommen. Und das, obwohl uns die Talking Heads gelehrt hatten – wieder einmal –, daß die Befriedigung des Körpers und die des Kopfes nicht unbedingt etwas miteinander gemein haben müssen, nicht wirklich, Baby! Ihre Untersuchungen zu diesem Thema waren einzigartig und genau. Nun stehen sie eher da wie resignierte Wissenschaftler, deren angemeldetes Patent überholt ist und die nun ins pragmatische Lager überwechseln, um zu retten, was noch zu retten ist. Unter dem Zwang stehend, sich selber einordnen zu müssen, um so dabei bleiben zu können: *„What you see is what you get/ but it sure ain't what you need."* („Walk It Down")

Was da ist, heute, was sie sehen um sich herum, ist eine neue Form des Rockism, der ernstgenommenen Wiedergeburt der Gitarre, die in Amerika und inzwischen auch in Europa Hunderte von kleinen Geschöpfen zur Welt gebracht hat, die angeblich alle wissen, was sie wollen. Und es ist denn auch nicht eben viel, was sie wollen. Es sind sehr gesunde, genügsame Wesen.

Die Talking Heads wissen dagegen immer noch, was eine „Road To Nowhere" ist, und wegen des Bewußtseins davon und wegen der Tatsache, daß sie sich doch nie zufrieden geben werden, weil sie nämlich alles wollen – *„I 'm a monkey and a flower/I 'm everything at once"* –, mehr noch als ein Affe, eine Blume oder ein gesunder Amerikaner zu sein, müssen sie weiterhin verdienstvoll genannt und im Auge behalten werden.

Oder wir stellen einfach die Gretchenfrage. Für wen würden Sie sich entscheiden: David Byrne oder Nick Cave? In dem Sinne zu beantworten: Welche grundsätzliche Haltung ist zeitgenössischer und damit besser? Es soll nicht darum gehen, dem einen oder anderen die Existenzberechtigung abzusprechen, sondern darum, die Frage zu klären, was zur Zeit zu tun angebracht ist: Die Welt mit medizinischem Blick oder dem feuchten, blutunterlaufenen Auge zu betrachten. Oder gar den verzweifelten Versuch unternehmen, beides miteinander zu verbinden, zweierlei Arten des Sehens zu etablieren, was natürlich enorme Störungen verursachen kann (die man bei den Talking Heads schon feststellen kann), um zu dem Punkt vorzustoßen, der einen quält und bedrängt und an dem man sich fragt, ob das, was man glaubt, schließlich doch nicht nur eine Geschmacksfrage ist.

In diesem Sinne sei dem geneigten Leser zu der bereits genannten Alternative noch eine idiotensichere Liste nachgereicht, zwecks Überprüfung der Glaubensgrundsätze und Herausbildung eines Persönlichkeitsprofils. Dieser neuartige psychologische Test ist so fortschrittlich, daß er keiner Auswertung im hinteren Teil der Zeitschrift bedarf.

John Cale / Jeffrey Lee Pierce
Jim Morrison / John Lennon
Zappa / Captain Beefheart
Donald Duck / Andy Warhol
Cary Grant / Marlon Brando
Nick Cave / Lou Reed
Robert Mitchum / Jean-Pierre Léaud
Godard / Truffaut
Brecht / Pasolini
Benn / Brinkmann
Goya / Picabia
De Kooning / Picasso
Tom Waits / David Bowie
Engels / van Gogh
Buster Keaton / Charlie Chaplin
Blixa Bargeld / Martin Fry
Sigmar Polke / Markus Lüpertz
David Byrne / Johnny Rotten
Foucault / Flaubert
Marx / Marcel Proust
Joni Mitchel / Lydia Lunch
Ingrid Bergman / Gertrude Stein
Mata Hari / Lady Di
Marguerite Duras / Anais Nin
Strindberg / Rimbaud
Robespierre / Danton
Nico / Greta Garbo
Wehner / Schmidt
Jonathan Richman / Bono Vox
Sade / Julie Burchill
Madonna / Grace Jones
Nena / Alison Moyet

Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer. Diesem Satz Goyas unterliegt eine Doppeldeutigkeit. Schlaf und Traum sind im Spanischen dasselbe Wort, und wer weiß, ob der Traum von der Vernunft oder ihr Schlaf die Creatures Of Love, die kleinen Monster hervorbringt. Es stellt sich die Frage: Wie gehen wir mit den Ungeheuern um. Besonders in dem Fall, daß man sich, wie ich, doch wieder für Nick Cave entscheidet.

SOUL CONTROL

Da habe ich doch das letzte Mal auf diesen Seiten treffend vermerkt, daß es bei der Selbstdarstellung schwarzer Künstler auf den Plattencovern nicht immer geschmackssicher zugeht. Zugleich knalliger wie kostbarer Zwirn, Platinuhren und die Finger kaum noch sichtbar vor lauter Klunkern, wirken manche auf unsereinen so wenig anziehend, daß schon ihr Bildnis vom Kauf der jeweiligen Platte abschreckt. Ach ja, da gibt's sogar Hosen mit SCHLAG zu bewundern.

Will King zieht sich da bei seiner Debut-LP **»Backed Up Against The Wall« (Total Experience/RUSH-Import)** elegant aus der Affaire, indem er nur den Schatten seines Oberkörpers vorzeigt. Über Alter, Antlitz und Anzug können wir deshalb nur rätseln, aber sein Gesang läßt kein Zweifel, daß er Al Green für den Größten hält. Ein makelloseres Vorbild ist wohl nicht denkbar und Will King singt auf den vorwiegend geschwindigkeitsbegrenzten Stücken vor allem für den Zu-Hörer, der sich von seiner spröden und doch warmen Stimme einnehmen lassen will. Die bezwingenden Balladen wie »Backed Up ...« oder »Can We Talk« wirken so traditionell, fast klassisch, daß man er nach mehrmaligem Hören auf die sehr moderne Produktion Lonnie Simmons (u. a. Gap Band) aufmerksam wird. So oder so ein der besten Soul-Platten der letzten Zeit.

Das gilt auch für **Johnny Gills »Chemistry« (Cotillion/TIS-Import).** Robustere Naturen werden ihre Schwierigkeiten haben mit seinen elegischen Nummern — auf »Chemistry« und »Don't Take Away My Pride« sehnsüchtet er derart, daß die Stücke beinahe ins Melodramatisch-Schlagerhafte umkippen. Aber eben nur beinahe. Johnny Gill weiß sich nicht nur unter Streichern zu verzehren, mit dem ihm eigenen Schmelz kann er sich auch freudig erregt darbieten, wie auf »The Way That You Love Me«. Der Gesang stimmt — wenn Johnny Gill auch eine jener Stimmen hat, deren Eleganz auf Kosten des Wiedererkennungswertes geht —, die Produktion ist feinstgesponnen, nur den Stücken fehlt es ein wenig an Durchschlagskraft.

Aus Minneapolis rückt ein weiterer Artist heran. Aber **Rockie Robbins,** dessen vierte LP schlicht **»Rockie Robbins« (MCA/WEA)** heißt, hat mit Prince oder Jesse Johnson's Revue ebensoviel zu tun, wie deren vulgär-rockistisches Gebräu mit Soul. Er ist zwar nicht mit einer Wunderkehle ausgestattet, aber er hat eine feine Art, seine helle Stimme wohltemperiert einzusetzen. Am besten gefallen mir hier die etwas schnelleren Stücke »Goodbyes Don't Last Forever« und »Work For Love«, deren treffliche Melodien schnell hängenbleiben. Und dann schafft er es sogar, eine beachtliche Version von Lorraine Ellisons »Stay With Me« hinzukriegen, die der Dramatik des Originals gerecht wird.

Abschwünge

Arif Mardin hat wieder zugeschlagen und zwar auf der Hälfte von **Peabo Brysons »Take No Prisoners« (Elektra/WEA).** Ich sehe aber nicht, wie man aus jemandem, der einst die LP »Reaching For The Sky«, ein Meisterwerk des »sophisticated soul« hervorgebracht hat, ein männliches Gegenstück zu Chaka Khan, die hier auch einen rappt, machen will. Auf der genannten 1978 erschienenen Platte hatte er noch alle Stücke selbst geschrieben, nun sind's nur noch zwei. Und auf den fünf von Mardin produzierten Nummern wird seine sonst vornehme glühende Stimme zugebrettert mit allen möglichen Klopf- und Stampfwerkzeugen, die dem armen Sänger oft ein verzweifeltes Knödeln abnötigen. Weniger gewöhnlich fallen dagegen die von einem anderen Veteranen, Tommy Lipuma, produzierten Stücke aus. Der setzt nämlich auf das, was Peabo Bryson am besten kann, singen eben und prompt kommen dann mit »Falling For You« und »When You Talk To Me« zwei steinerweichende Romanzen heraus, die für die Zukunft noch hoffen lassen.

Was ich mit **Bill Withers »Watching You Watching Me« (CBS)** anfangen soll, weiß ich immer noch nicht. Erstmal freut es natürlich, daß nach langer Zeit einer der größten Songschreiber (»Use Me«/»Lean On Me«/»Ain't No Sunshine«) und Innovatoren, der schon minimalistische Platten machte, als in der Popwelt nicht mal der Begriff eingeführt war, zurück ist. Seine Stimme hat nichts von der distanzierten Emotionalität eingebüßt, die ihn auszeichnete, aber fast alle Songs klingen glatt und dudeln äußerst wohlig durch den Raum und hinaus. Allein »Oh Yeah«, das Titelstück und »Steppin' Right Away« lassen ahnen, daß Bill Withers auch heute noch in der Lage ist die Balance zwischen gesanglicher Ausgeglichenheit und musikalischer Spannung herzustellen.

Von einer anderen triumphalen Rückkehr wußte Deutschlands führendes Nachrichtenmagazin zu berichten. **Aretha Franklin** ist wieder da — leider mit einem Machwerk namens **»Who's Zoomin' Who« (Arista/Ariola).** Ich sage nur Narada Walden! Diese Geißel der hörtüchtigen Menschheit wagt es, die wahrhaftige »Meisterin des Soul« (Spiegel) dümmliche Zeilen wie »Goin' ridin' on the freeway of the freeway of love/In my pink Caddilac« johlen zu lassen. Die anderen vier Rockpoppy-Soul-Untaten des Herrn Walden verdienen nur die Bemerkung, daß sich Aretha Franklins wunderbare Stimme nicht mal durch schlechte Songs und der Beimischung des heulenden Peter Wolf sowie Carlos Santanas Gitarre meucheln ließ. Dann bleibt noch das anständige Eurythmics-Stück (geschrieben, gespielt, produziert, gesungen von ihnen und auf ihrer letzten LP erhältlich) »Sisters Are Doing It For Themselves«, dem Aretha Franklin erst die hymnische Qualität verleiht. Zwei Stücke hat sie selbst produziert: »Sweet Bitter Love«,

SOUL CONTROL

eine Van McCoy-Komposition aus dem Jahre 1964, und ihr eigenes »Integrity« — und man wünscht sich, sie würde eine Platte voller »Soul«-Stücke machen. Mein Gott, es mag in den letzten Jahren existentielle Gründe für die vormalige Lady of Soul gegeben haben, auf jeden vorbeifahrenden Zug (man denke an ihre jammerhaften Disco-Etuden) zu springen. Aber heute, wo Damen wie Shirley Brown oder Barbara Mason beweisen, daß man traditionsbewußte Qualitätsmusik machen kann **und** ein Publikum findet, sollte auch Aretha Franklin umkehren und Platten für ihre wirklichen Verehrer machen, statt sich von Billigmachern a la Walden aller Welt andienen zu lassen, die dann doch nichts von ihr wissen wollen.

Es war einmal

Nach diesem Report über einen langsamen künstlerischen Niedergang nun die Märchenstunde: Die Gruppe Loose Ends unterbricht ihre Aufnahmearbeiten in Philadelphia, um Einkäufe zu tätigen. In einem Laden lernt man eine Verkäuferin kennen, die auf Anhieb so sympathisch wirkt, daß man ihr den Wunsch, sie doch dem Produzenten Nick Martinelli vorzustellen, nicht abschlagen kann. Den Rest kann man sich denken, da wir nun eine Platte **»Joanna Gardner« (Boiling Point/Polydor-Import)** von einer Ex-Verkäuferin namens **Joanna Gardner** (aha) vor uns haben. Mit Philadelphias Produzenten-Creme Nick Martinelli, Bobby Eli, Dexter Wansel und Forte/Robinson konnte sie den Karrierestart gleich aus der Pool-Position aufnehmen. Und um dem Vergleich den Rest zu geben: Sie fährt einen souveränen Start-Ziel-Sieg heraus. Das fängt an bei einem Duett mit Eugene Wilde, auf der dieser noch eindringlicher singt, als auf seiner eigenen Platte und setzt sich fort in den raffinierten, gleitenden Nummern, deren Ausführung heute niemand so beherrscht wie die Philly-World-Leute. Bei Joanna Gardner lohnte der Aufwand, sie hat eine volle, sichere Stimme, mit der man früher Jazz-Sängerin der Nancy Wilson/Esther Philips-Schule geworden wäre. Kleine Mäkeleien, wie die, daß »Watching You« (die Single) ein bißchen gewöhnlich klingt und »Spooky« arg an Yvonne Gages »Haunted House« lehnt, können nichts an der Klasse dieses Debuts ändern.

Motown/Magic

Willie Hutch hat eine lange und bewegte Geschichte seit Mitte der sechziger Jahre hinter sich, von dem der Northern-Klassiker »The Duck« ebenso wie »In And Out« aus den achtziger Jahren Zeugnis ablegen. Seine Stärke waren eingängige, leichtgewichtige Tanzstücke — und sind es auch heute noch. Auf **»Making A Game Out Of Love« (Tamla Motown/RCA)** bietet er eine unausgegorene Mischung aus schäumigen Groovern und albernen Trällereien. Zu ersterer Sorte gehört die Single »Keep On Jammin«, die gleichsam den Prototyp für vier andere Stücke abgibt: Willie Hutchs leicht jaulender Gesang über einem cleveren Tanzrhythmus funktioniert prima, wenn man nicht mehr erwartet als angenehme Unterhaltung. Tiefe ist seine Sache nicht. Dagegen kann er furchtbar platt sein, wie auf »The Very Best Of Love«, einem verunglückten Kinderlied. Ich würde sagen, die Single tut's.

Levi, oh Levi, du könntest »Alle Vögel sind schon da« singen und es würde klingen wie ein expressionistisches Poem — oder was weiß ich. Jedenfalls bist du einer der gewaltigsten Sänger und das seit mehr als zwei Jahrzehnten. Klar, die Rede ist von Levi Stubbs, dem Vorsteher der **Four Tops,** die mit **»Magic« (Tamla Motown/RCA)** etwa ihr 37. Album anbieten. Und es ist gut geworden. Viel besser als ihr erstes Rückkehreralbum bei Motown »Back Where We Belong«. Das getragene »Easier Said Than Done« hält, was der Titel der LP verspricht. »Magic« selbst ist ein mitreißender Neo-Stomper. Der Rest ist im mindesten solid. Diese Stimme, und wißt ihr was, die anderen drei sind ebenso tolle back-up-Sänger.

Kirchgang

Von Sam Cooke und Ray Charles heben die Biographien schwarzer Sänger zuverlässig so an: »Sang lang in der Kirche, bevor er seine erste Platte beim Label XY machte«. Dabei war und ist die Scheidung zwischen Gottes und des Teufels Musik immer so rigoros gewesen, daß, wer in der populären Musik arbeitete, damit unwiederbringlich sein religiöses Publikum verlor (als Sam Cookes »You Send Me« heraus kam, war »Verrat« noch eins der milderen Urteile aus diesen Reihen). Viele Gruppen haben diesen Schritt nicht unternommen und machten nur Gospelmusik und -platten, für die es in den Vereinigten Staaten einen beständigen Markt gibt, so daß einige Labels — wie das ruhmreiche »Savoy« — nichts anderes machen und finanziell bestens dastehen. Allemal, wer sich dafür interessiert, wie sich diese Musik in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat und wie stark ihr Einfluß auf die schwarze Musik insgesamt bis heute geblieben ist, der sollte sich unbedingt die Zusammenstellung **»Black Gospel« (MCA/TIS-Import)** anschaffen — und er wird schnell spüren, daß das ursprünglich eher akademische Interesse bald einer Faszination weicht, der sich auch der abgebrühteste Atheist nicht entziehen kann. Die bedeutendsten Gruppen — Sensational Nightingales, Five Blind Boys of Mississippi, The Mighty Clouds of Joy, um nur drei zu nennen — intonieren hier ein Spektrum von Gefühlen und musikalischem Ausdruck, das in einem Rutsch durchgehört unerträglich intensiv ist. Man muß sich dieser Platte immer wieder Stück für Stück zuwenden und wird sich in einer überreichen Erfahrungswelt wiederfinden — denn die Stücke hier sind alles andere als abgehobene Lobpreisungen, sondern ein einziger Dringlichkeitsantrag auf ein Leben in Würde und Erfüllung, um am Ende mit den Dixie Hummingbirds selbst zu glauben, daß es Jesus war, der gesagt hat: »Togehter we'll stand and divided we'll all fall«.

Gerald Hündgen

Wachen und Warten.

Zu einigen Büchern des Zeitdiagnostikers Michael Rutschky.



„Und was sagte eben noch Roy Black über Helga Anders: Ich mag Uschi (Glas) sehr gern, aber Helga ist ganz anders. Sie ist so zart und zerbrechlich. Ich bin immer besorgt um sie. Die beiden drehen jetzt zusammen." Sonntag, 3. April, in Verona. *„Schräg gegenüber, der Burgplatz ist ein Halbrund, lungert das Jugendproblem an der Mauer, raucht, tritt auf und ab und vollführt regelmäßig diese Zwangsbewegung, Hand zum Geschlecht, um Sack und Glied zu liften, als müßte andernfalls alles unten aus den Hosenbeinen wegfallen."* Rainald Goetz kontrolliert die Welt. *„Bleibt umstritten, muß boykottiert werden, Aufrufe, Verfassungsbeschwerden, Rechtsstaat, Herausforderung des, Bonn ist nicht Weimar, rasende Automobile, Elektronengehirne, die die Welt beherrschen."*

Ein Tag im Leben. Nachzulesen in dem Jahresbericht, den Michael Rutschky 1983 herausgegeben hat, Rainald Goetz übernahm den Monat April. Der Anspruch des Herausgebers dokumentiert sich in dem Satz Walter Benjamins, dem zufolge der Chronist, wenn er die Ereignisse hererzählt, ohne sie in große und kleine, wichtige und unwichtige zu scheiden, der Wahrheit Rechnung trägt, daß für die Geschichte nichts verloren zu geben ist. Goetz zeigt eine radikale Variante dieses Diktums, indem sein immer wachsames Moral- und Normensystem alles einer stetigen Kontrolle unterwirft und ideologisch überprüft, auch bei der Gefahr, zuviel davon zu kriegen. Auch Rutschky, in mancher Hinsicht gelassener und plural denkender als Goetz, kennt natürlich die Sehnsucht nach Schweigen, nach einer Stille von Botschaften und Werten. Nichtsdestotrotz richtet er beständig seinen Blick auf die Begebenheiten des Alltags, auf die Nebengeschichten der Politik und auf die Produktion der sinnerzeugenden Medien. Kurz und gut: Michael Rutschky ist Kulturkritiker. Hätte man sagen können, wenn das Wort nicht mit so schlechten Erinnerungen an Moralinsäure verknüpft wäre. Sagen wir also: Zeitdiagnostiker. *„Ich habe vom Verschwinden der Philosophien gesprochen, nicht vom Verschwinden des Philosophen. Ich glaube, es gibt einen Typ 'philosophischer' Tätigkeiten, die in gewissen Bereichen ausgeübt werden können und die im allgemeinen darin bestehen, daß man die Gegenwart einer Kultur diagnostiziert. Dies scheint mir die wahre Funktion zu sein, die den Individuen, welche wir Philosophen nennen, zukommen kann."* (Michel Foucault)

Den 70er Jahren diagnostizierte Rutschky „Erfahrungshunger". Ich will hier wirklich nur ganz flach Stichworte geben: Subjektivität, Sich-Fühlen, Authentizität. Diese Zeit war einfach widerlich, und ein Buch darüber kriegt auch noch einiges davon ab. Die 80er Jahre sind für ihn die „Wartezeit". Die großen Theorie-, Sinn- und Lebenszusammenhänge sind zerbrochen, zerbröselt. Die Arbeiten, Aufgaben, Ziele sind nicht bekannt oder werden als trivial angesehen. Das ist natürlich nichts Neues. Rutschky beruft sich ja schließlich auch auf Siegfried Kracauer, auf dessen Essay „Die Wartenden" aus dem Jahre 1922. Kracauer:

„Es gibt gegenwärtig eine große Anzahl von Menschen, die, ohne voneinander zu wissen, doch alle durch ein gemeinsames Los verbunden sind. Jeglichem bestimmten Glaubensbekenntnis entronnen, haben sie sich ihren Teil an den heute allgemein zugänglichen Bildungsschätzen erworben und durchleben im übrigen wachen Sinnes ihre Zeit. Ihre Tage verbringen sie zumeist in der Einsamkeit der großen Städte, diese Gelehrten, Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte, Studenten und Intellektuellen aller Art; und da sie im Büro sitzen, Klienten empfangen, Verhandlungen führen, die Hörsäle besuchen, vergessen sie wohl häufig über dem Lärm des Getriebes ihr eigentliches inneres Sein und wähnen sich frei von der Last, die sie heimlich beschwert. Wenn sie sich aber dann von der Oberfläche in den Mittelpunkt ihres Wesens zurückziehen, befällt sie eine tiefe Traurigkeit, die dem Wissen um ihr Eingebanntsein in eine bestimmte geistige Situation entwächst und am Ende sämtliche Wesensschichten überwuchert. Es ist das metaphysische Leiden an dem Mangel eines hohen Sinnes in der Welt, an ihrem Dasein im leeren Raum, das diese Menschen zu Schicksalsgefährten macht."

Daß die meisten dieser Menschen heute nicht mehr im Büro, sondern zu Hause (um die sprichwörtliche Straße nicht zu bemühen) sitzen oder – so sie doch im Büro sitzen – von dem Bürobetrieb schwerlich betäubt werden, macht die Sache nicht besser. Daß die Trennung zwischen Oberfläche und Wesen (Tiefe, eigenem Sein) heute allgemein sich bei diesen Menschen nicht mehr so krass vollzieht, macht die Kracauerschen Überlegungen nicht hinfällig. Eine dieser Sinntotalen ist z. B. der beschworene drohende Weltuntergang. Rutschky weist darauf hin. Aus Gründen der Abwechslung hier Diedrich Diederichsen: „Ein jeder weiß mindestens in seinem Fachgebiet von einem Holocaust zu berichten und gibt sich einer negativen Mythologie hin, die wenigstens für das Ende die Kollektivität und Verbundenheit garantiert, die sich das jammernde Gerede vom 'Verlust der Kommunikation' so sehr wünscht." Kehren wir doch einmal vor der eigenen Tür – lauert da nicht im Hintergrund immer die alleinseligmachende Lebenshaltung, die die Zentralperspektive auf alles andere bestimmt? Das geht ja blitzschnell. Vor ein paar Jahren hätte sicher keiner gedacht, daß Punker und New Waver so rasch eine konservierende Wertegemeinschaft werden würden.

Es geht aber darum, die Nichtexistenz dieses hohen Sinnes nicht zu bedauern, sondern die sich daraus ergebenden Chancen zu bejahen. Die Möglichkeiten von eigenen Sinnkonstruktionen sind ja gar nicht aufgehoben, nur müssen sie schon materialistischer und flüchtiger sein. Die andere Möglichkeit (beide Möglichkeiten ergänzen sich) liegt in einem gelasseneren Warten und einer genaueren Beobachtung des Alltags. *„Achten wir auf die Worte, die kleinen Taten. Sie formen den Charakter und gestalten den Alltag."* (Werner Büttner)

In Rutschkys letzthin gesammelt erschienenen Aufsätzen („Zur Ethnographie des Inlands") geht es meist um Beobachtungen aus dem alltäglichen Leben, um Erscheinungen, die deshalb oft ignoriert werden, weil sie nicht den Kern der Zeit auszumachen scheinen. Wie er selbst sagt, versteht er sich als Flaneur, der solche Dinge bei Gelegenheit aufliest und beschreibt. Zieht man einen Meter Berufsromantik ab, ist das sicher eine zutreffende Definition. So geht es u.a. um Textkämpfe, Liebesbriefe, alternativen Aberglauben, um das Wiederauftauchen der poetischen Redeweise in Literatur und Literaturtheorie, um popularisierte Formen der Psychoanalyse und der Sozialwissenschaften im alltäglichen Gebrauch, um Erscheinungen des Ungeschicks in Politik und Werbung, um die ästhetische Überformung des Alltäglichen und das gegenläufige Verblassen der Kunst und um die einander widerstreitenden Modediskurse.

Unter den gesammelten Texten nimmt der letzte sicher eine Schlüsselrolle ein. In „Erinnerungen an die Gesellschaftskritik" erzählt Rutschky von seinen theoretischen Wurzeln: Adorno und die Kritische Theorie. Das „ungemilderte Bewußtsein der Negativität des Bestehenden" war für ihn wie für seine Altersgenossen an der Universität der Garant für eine universale Erkenntnis der Wirklichkeit, welche man damals „Gesellschaft" zu nennen pflegte. Man fand seine Identität in der Negation. Die Zeit der „großen Weigerung" war, so stellt Rutschky rückblickend fest, gerade wegen des Bewußtseins der einen umgebenden Schlechtig- und Kleinbürgerlichkeit für die Gesellschaftskritiker eine schöne Zeit. Die Fronten waren klar, der Gegner bekannt und die Zeit reif. Hätte man erst nur den Massen die Augen für den „Universalen Verblendungszusammenhang" geöffnet, na dann...

In den 70er Jahren wurde das gesellschaftskritische Reden zum Muß für jeden, der als aufgeweckter Zeitgenosse gelten wollte. Rutschky ist weit davon entfernt, die Popularisierung dieser Redeweise zu beklagen. Was er aber zu Recht verurteilt, ist die heute übliche Praxis, Gesellschaftskritik als ein Mittel der Unterscheidung, zur Herausstellung seiner eigenen Höherwertigkeit zu betreiben.

Wie sehr das Jonglieren mit Begriffen wie Verdinglichung, Konsumterror oder Warenfetischismus seinen kritischen Charakter verloren hat, zeigen Beispiele konservativer Kulturkritik, die vor Argumentationsmustern der Kritischen Theorie nur so strotzen. Derart kann man sich überaus gut von der „breiten, geschmacklosen Masse" abgrenzen und etwas Abitur, Fellini und seine Interlübke-Wohnungseinrichtung dagegensetzen.

Aus seinem Überdruß an der auf diese Weise diskreditierten Gesellschaftskritik erklärt sich Rutschkys Bestreben, einen neuen Blick auf die soziale Wirklichkeit zu werfen. Was für große Teile der Linken zum Anlaß nagender Identitätsprobleme wurde, ist für ihn endlich eine neue Arbeitsgrundlage. Die große Sinnmaschine Gesellschaftskritik ist teils verrottet, teils enteignet; auf die „große Weigerung" kann niemand mehr seine Identität gründen, es sei denn Rudolf Bahro. Es ist weder möglich noch erstrebenswert, eine neue Zentralperspektive an die Stelle der alten zu setzen. Daß man auch ohne eine solche nicht aufgeben muß, soziale Phänomene zu beschreiben und zu kritisieren, dafür sind die Bücher Rutschkys ein weiterer Beweis.

Michael Rutschky,
„Erfahrungshunger", Fischer Taschenbuch.
„Wartezeit", Kiepenhauer und Witsch.
„1983. Der Jahresbericht", Suhrkamp Taschenbuch.
„Zur Ethnographie des Inlands", Suhrkamp Taschenbuch.



Foto: W. Wesener

C H A M E L E O N S

ECHSEN IN ACTION

In der vermaledeiten Postmoderne wimmelt's nur so von „Posts": apathische Post-Wave, positiver Post-Punk, Poststrukturalismus und postnukleares Kuddelmuddel . . . naiver bis zynischer Eklektizismus regiert auf Pop-Macherseite, zynische Rezeption auf der Rezensentenseite.

Fröhlich pfeifend wandelt man rat- aber skrupellos zwischen den Ruinen einst virulenter Ästhetiken und goutiert das bereits Dagewesene, das man freudig als Zitiertes, Zusammengeklaubtes und Neukombiniertes erkennt. Spielverderber, Maul halten! Wohlig und leicht melancholisch räkeln wir uns in diesem „Postmodernismus der Abschlaffung" (Lyotard).

Und haben als „Waldorfs & Stadler" dieser rigiden Pop-Welt für solche, als Aufrecht- und Ehrlichkeits-Rockisten geschmähten Rekken wie die Chameleons höchstens noch verächtliche Wegwerfgesten und gleichgültiges Achselzucken übrig. Normalerweise. Allein der Gegenstand des geminderten Interesses scheint es wert, das meinungsjournalistische Tischerücken mal durch eine kleine postzynische Wortmeldung zu sabotieren.

Statt mit kopfhängenlassendem Endzeitgefasel und stilisierten Cool-Attitüden zu langweilen, überraschten die Chameleons Ende '83 auf ihrem grandiosen Debüt-Album „Script Of The Bridge" mit lodernder Intensität, energischer Romantik und einem virtuosen Händchen „for the art of songwriting". Aus den rohen Quadern metallischen Gitarren-Staccatos, den kühn geschwungenen Brücken und Schnörkeln ätherisch schwebender Echoschleifen, gelegentlich eingestreutem Synthi-Mörtel und einem betonfesten Rhythmusfundament fertigten sie in einem dreiwöchigen Bastelkurs in einem kleinen 16-Spur-Studio ihren ureigenen „wall of sound". Dicht düster, mollig melancholisch, elegisch elegant. Darin schimmerten diverse Halbedelsteine und einige Hochkaräter: „Monkeyland", „Up The Down Escalator", „Second Skin", „Pleasure and Pain" und „View From A Hill", die sich allesamt durch unheilverkündendes Pathos, heiser sinnierendes Dräunen und eine merkwürdig optimistische Resignation auszeichneten.

Gemäß ihrem namensspendenden Wappentierchen haben die Chameleons auf ihrer aktuellen LP, auf der sie die hirnverbrannte Kardinalfrage „What Does Anything Mean Basically?" – „Das ist eher ironisch gemeint, so als ob jemand fragt: kann ich 'mal eben die neue Chameleons-LP haben?" (Mark Burgess) – stellen, die musikalische Hautfarbe in keiner Weise gewechselt. Auch die kleinen Echsen tun das ja nur bei drohender Gefahr – und die ist wohl in der Sichtweise unserer Anti-Helden dieselbe geblieben: *„Danger is lurking/Evil is working/Yet here we are hiding/Behind our doors"* („Home Is Where The Heart Is").

Es scheint da einen gewissen Widerspruch zwischen diesen pessimistischen Texten und der hymnisch optimistischen Musik zu geben: „Oh, ich betrachte die 'Lyrics' nicht als pessimistisch, ganz im Gegenteil. Die Themen auf 'What Does . . .' reflektieren durchlebte Phasen. Ich weiß nicht, wie es sich hier leben läßt. Wo ich herkomme, leben wir in einem Land, das den einzelnen ständig Untergangsängste suggeriert. Wo die Individuen in jeder Form sozialen Verhaltens, in Mode, in Trends einander wie eine Schafherde folgen. Und immer verängstigter werden. Ein Land von Schafen. Und die kann man leicht in den Abgrund dirigieren. Sie folgen einander, sogar über übliche Klassengrenzen hinweg. Das ist zwar grob verallgemeinert, aber was wir mit unserer Musik bezwecken, ist, daß das Publikum hier vier Individuen wahrnimmt, die Stellung beziehen." (Mark Burgess)

Also, nicht „Stop Making Sense", sondern „Big Sense", darin, als gestandener Pop-Musiker soziale und/oder politische Kommentare und Statements zu machen? „Ich denke, wir tun das. Aber es überschattet unsere Musik nicht und ist nicht die Initialzündung jedes einzelnen Songs. 'Singing Rule Britannia' ist politische Lyrik, obwohl sich die Situation seit 1981, als ich es geschrieben habe, noch viel mehr zugespitzt hat. Massenarbeitslosigkeit auf bislang ungekanntem Niveau ist z. B. ein politischer Aspekt, auf den ich mein Augenmerk richte. Denn was passiert mit den Jugendlichen? Man muß sich das klar vor Augen halten, wenn drei Millionen Menschen, davon 65% junge Leute unter 25 Jahren, derartig frustriert werden. Eine Armee von Menschen, die gar nichts mehr haben: keine Zukunft, keine Mittel, keine Identität, nichts. Und diese Zahl wächst täglich. Das ist eine Zeitbombe, die nur darauf wartet, zu explodieren."

Jeder döspaddelige Stadtzeitungsschmierer bemüht im Zusammenhang mit den Chameleons stereotype U2- und Smiths-Vergleiche, vernimmt er so was wie MESSAGE, ANLIEGEN, ENGAGEMENT. Wie sieht es mit diesen vielzitierten Affinitäten aus? „Also, zu U2 empfinde ich überhaupt keine Verwandtschaft. Ich bin wirklich nicht durch die Kirche motiviert. Für Bono scheint das eine immense Inspiration zu sein, für das, was er sagt, singt und tut. Darauf kann ich mich nicht beziehen, und ich glaube auch nicht, daß die Mehrheit der englischen Jugend eine positive Beziehung dazu hat. Die Kirche gibt ihnen gar nichts, keine Antworten, keine Alternativen, um aus der hoffnungslosen Lage, in der sie sich befinden, herauszukommen. Auf der musikalischen Ebene interessieren mich U2 irgendwie nicht mehr. Ich mochte ihr erstes Album, es war frisch und energisch, aufregend . . . Die Smiths sind meine Lieblingsgruppe, sie tun, was sie wollen, wie sie's wollen, wann sie's wollen und wo sie's wollen. Das machen die Smiths, die Bunnymen und andere, die gute Musik machen. Sie alle meiden die Rock'n'Roll-Maschinerie soweit es geht und suchen ihren eigenen Standpunkt. Das ist die Freiheit, die wir jetzt auch anstreben. Wir wollen diese Band existentiell machen, und dazu brauchen wir ein großes Label." Ein großes Label, Schreck laß nach! Is also nix mit „Helden des Untergrund", die bisher ohne debiles Promo-Video ausgekommen sind, – „Wir hatten bis jetzt das Geld nicht . . . ein billiger Clip kommt nicht in Frage . . . wir wollen da eine kreative Sache machen . . ." – oder prinzipieller Opposition zu gängigen Vermarktungszwängen?

Abwiegel, abwiegel: „Man muß seinen Weg durch diesen Dschungel sorgfältig überlegen, denn es gibt soviel 'Bullshit' im Musikgeschäft, daß man ab und zu Flügel braucht, um darüber hinwegzuschweben . . . man muß da irgendwie auf Zehenspitzen durchbalancieren . . ." Ja, gebranntes Kind scheut's Feuer – mit der CBS und dem Statik-Label scheinen sich die Chameleons schon einen mittleren Bruch gehoben zu haben, alle Formen der Zusammenarbeit – auch mit ihrem bisherigen Produzenten – sind für die Zukunft aufgekündigt. Wehmütig erinnert man sich an Steve Lillywhites goldene Produzentenfinger und hofft auf investitionsfreudige Geldgeber.

Mit der zweiten LP, die mit leichten Abstrichen wie die erste klingt, haben die Jungs sicher keine alten Freunde ihres Romanto-Pomps vergrault, aber auch keinen neuen Boden zugewonnen. Alles hängt von der Klippe – aller guten Dinge sind drei – des nächsten Produkts ab. Fleißig werden hinter dem Vorhang Kulissen geschoben und Umbauarbeiten in Gang gesetzt – man sah bejahrte Talentjäger großer Firmen durch den Konzertsaal flitzen –, während man nach außen hin die einmal gefundene Form(el) wahrt: „Ich denke, wir sind schon 'ne 'hip band'. Trotzdem sprechen wir viele Leute an. Diese übersteigerten Imagebemühungen sind doch heute 'out' wir nur was, idiotisch, kindisch. Die wichtigste, fundamentalste und übergreifendste Sache ist bei uns die Musik. Wir wollen nicht, daß irgend etwas davon ablenkt. Wenn wir auf die Bühne kommen, sehen wir so aus wie immer. Das ist kein kalkuliertes Image, keine Freak- oder Horrorshow. Die Leute sollen zuerst auf die Musik reagieren und dann vielleicht auf die Gruppe und die Individuen. Das ist eine neue Art von Gitarrenmusik. Elementar und ehrlich . . ."

Und das ist Wasser auf die Mühlen der Zyniker. Auf daß sie sich das Lästermaul zerreißen. Postzynismus rules, okay! – mäx –



STEPHEN TIN TIN DUFFY



Foto: S. Fowler / Photo Selection

Liebes, du mußt alles wiss

Das einzige, als das er nicht in die Geschichte eingehen will, ist als „der Mann, der Duran Duran verließ“. Vielleicht auch nicht als „der Mann, der normale Hemden trug“ (davon soll später noch kurz die Rede sein). Sonst aber als alles, vorzugsweise Bob Dylan oder nichts, aber dann mit Kultstatus.

VON CLARA DRECHSLER

Stephen Duffys erster *großer* Schritt in dieser Richtung ist die Veröffentlichung einer LP, die ihn weniger brutal präsentiert als Elton John, weniger *street-credible* als Duran Duran, weniger saftig als OMD, weniger aufrichtig als Heaven 17 und weniger subversiv als ABC. Eine Platte von derart schwachbrüstiger und dünnblütiger Süße, daß wir uns auf Anhieb nicht entscheiden konnten, ob die unmittelbare Gefahr im Verkleben oder im Verfliegen liegt, und also nicht wagten, sie so intensiv abzuspielen. Faßt man sich schließlich doch ein Herz, kann man allerdings erfreut feststellen, daß das künstlerische Produkt erstaunlich fest auf seinen zarten Füßen zu stehen vermag. Achtung Pop, hier kommt dein neuer *Songwriter.*

Die ausgekoppelte Beinahe-und - warum - nicht - das - auch - noch-Hit-Single *„Icing On the Cake“* ist abgesehen vom Titel eines der weniger zuckrigen Exponate des Stephen Duffy. Schmissig-simpel, wiewohl etwas wehmütig wird da zum Ausdruck gebracht, daß er allemal Besseres mit einem im Sinn hat als „they“ – das System und seine Schergen. Sehr lieb und leichthin als kleiner Trost am Rande, auch wenn man nach der Systemfeindlichkeit erst zweimal schauen muß. Das liegt daran, daß alle Duffys „verry very Birmingham“ sind, daß sich in den Stücken *irgendwo* ein tiefer Bezug zu all den kleinen und großen Begebenheiten, zum wahren Leben in dieser kleinen Industriestadt verbirgt, der sogenannte „Background“ für den Hörer jedoch höchstens vage mitschwingt, kaum erkennbar; Stephen Duffy liebt es, seine Stükke so zu vereinfachen, daß nichts mehr übrig bleibt. (Wie wir noch sehen werden, ist das ein schöner Zug von ihm.)

Es ist also etwas Platz geschaffen, in dem sich Helferlein einnisten können, die den Duffy-Kompositionen das rechte Cachet geben. Bei „Icing On The Cake“ die dezenten Loose Ends Jane Eugene und Leroy, Working Weeks' Julie Roberts, hier und da tummeln sich Nicky „King Of Strings“ Holland, Roger Freeman von Pigbag (Ha), der Art Of Noise-Knabe J. J. Jeczalik ... einige andere mehr und ganz nebenbei auch Booker T. Jones, der bekannte und beliebte *Barbara Streisand*-Mitstreiter (der *Grünen Zwiebeln* ein Denkmal setzte und damit selbst einen Platz auf dem Sockel einnahm).

Stephen Duffy selbst ist der Sproß einer musikalischen, wenn auch unbekannten Familie (was heißt unbekannt: sein Handicap von Namen – den er wohl leicht affektiert in Richtung dafê dehnt – geht auf die direkte Verwandtschaft zu den McDuffs zurück, und seinen Stammbaum hat er auf Abruf im Kopf), deren Ambitionen seit Generationen unverdrossen im Nichterfolg münden. Popmusik ist die Religion des Hauses, so was ergibt in der Regel bescheidene und disziplinierte Poparbeiter, denen es konsequent an Liebesentzug und Teenagerrebellion mangelt.

„Es war bei uns nie eine Frage, ob ich Popmusiker werden würde. Wenn es so weit gekommen ist, daß junge Menschen aufwachsen, ohne Sinn und Ziel und eben Popsänger werden ... das war der unglückliche Stand der Dinge ...“ Sich vor der Familie durch tatsächlichen Erfolg auszuzeichnen, ist nun ein Ziel des Monsieur Dafey. Schmal, jung und begabt entspricht er gerade dem reizenden Bild des jungen Dichters, das er selbst von sich hat und einem mit hypotoner Ironie unter die Nase reibt. Er bemüht sich ehrlich, von ihm so genannte „kosmische“ Interviews zu geben – was immer es heißen mag, hier zählt der gute Wille. Lieder zu schreiben ist für Stephen Duffy nicht das schnöde Mittel zum Zweck Reichtum, sondern eine Art Berufung, der er genügsam und unaufhörlich nachkommt. „Mein erstes Stück schrieb ich mit 13. Ich hatte 'The Slider' von T. Rex gekauft, und das inspirierte mich, etwas zu schreiben. Sie waren so simpel, daß ich dachte, ich könnte das auch mal machen. An manche von zu deren befriedigendsten Ergebnissen 'Wednesday Jones' gehört.“

An dem Beispiel soll nun beleuchtet werden, auf welch umständlichem Weg Stephen Duffy zu einem Text kommt. „Wenn ich ein Stück mache, schreibe ich erstmal 15 Seiten – dann nehme ich davon ein bißchen was. 'Wednesday Jones' war so um die 15 Seiten. Tatsächlich ist das Stück ganz anders als die Geschichte, die ich geschrieben hatte – da ist nur die Szene von wegen mitten in der Nacht an der Tankstelle stehen und über die Autobahn schauen, die habe ich daraus übernommen. Es handelt von einem Mädchen, mit dem ich zur Schule gegangen bin, ich war 16, und sie war fast 17, und in dem Alter wachsen Mädchen sowieso schneller als Jungen ... sie war sehr selbstsicher, ein richtiger Mensch, und ich war nur ein kleiner Junge. Ich war unsterblich verliebt in sie. Als ich 18 war, wurden wir Nachbarn, und es schien so, als ob sie jetzt nichts mehr gegen die Liebe einzuwenden hätte, die ich früher für sie empfunden hatte, aber mir lag nichts mehr daran. Nichts davon taucht in dem Stück auf. Die Geschichte handelt davon, daß sie sich der alten Zeit erinnert, als wir nachts zusammen an der Tankstelle saßen. Sie war wunderschön und alt und hatte so viele ältere Freunde ...“

Selbstverständlich, mutmaßt Tin Tin, wird man später seinen Erfolg auf diese gründliche Schreibmethode zurückführen. So mußte das ja wichtig werden. „Es ist vielmehr so, daß ich der neue Bob Dylan bin, meine erste Platte war 'Sugar, Sugar'. . . das ist es, womit ich im Moment zu kämpfen habe. Und wenn, *wenn* ich nicht das nächste große Ding bin, wird 'The Ups And Downs' ein wahnsinniges Kultalbum werden ... was zur Zeit wahrscheinlich wahrscheinlicher ist. Und ich werde es lieben, in einem Loft in New York zu leben, und ich werde es lieben, Super-8-Filme zu drehen und wie ein Dichter zu dichten und fröhlich zu malen.“

Oh Yes, nicht nur hat der dünne, junge Mann trotz seiner indolenten Gesamtausstrahlung eine genaue Zukunftsperspektive, er ist auch der vielseitigste Beschreiber seiner Kunst: „Bob Dylan auf der Bühne der Albert Hall, den Songs kann ich mich noch erinnern – ich habe mich nicht verändert, ich mache immer noch das gleiche. Alles basiert auf denselben Motiven. Ich habe ein Gefühl für diese Midtempo-Sachen, das ist ganz natürlich gewachsen und die Texte ... alle über Liebe, in jedem möglichen Zusammenhang. Ich mag das: die Affairen des Herzens.

Alle Stücke auf der LP sind sehr alt, aber sie sind mir immer

nicht
en!

Foto: S. Rock / Photo Selection

noch so nahe. Ich probe nie, ich habe einfach alle im Kopf und singe sie dann und wann, schleppe sie mit mir rum, und sie bleiben immer genauso frisch – ich gewöhne mich an die Texte, ändere mal eine Zeile."

Ernst wurde es für Stephen mit der Aufnahme eines Kunststudiums mit dem ausschließlichen Ziel, dann eine Band zu gründen und so weiter. Was passiert, wenn Mensch und Art School aufeinandertreffen? Er träumte von den tollen 60ern „und den ganzen John Lennons und Keith Richards auf den Klos, Ray Davies und so" (wieso grade da?) und mußte feststellen, daß sich die Kommilitonen auf eine Laufbahn als Graphiker u. ä. einstellten und „it wasn't a very groovy time at all ..." So fand er zu John Taylor, nunmehr Mitglied von Duran Duran, der die gleichen Vorstellungen davon hatte, wie man Platten verkauft und groß rauskommt. Man gründete eine Art Post-Punk-Band, aber mit Duffys Abgang vom College endete die gemeinsame Arbeit. Duffy verbrachte fast sieben Jahre mit Schreiben, Denken und Nichtstun: „Arbeitslos in Birmingham sitzen und Songs schreiben – das war mir genug." Der Meilenstein in der Karriere heißt „Kiss Me", eine Single, die zum ersten Mal 1982 „ein mittelprächtiger Disco-Hit in Hongkong und solchen Gegenden" wurde und Stephen Duffy um das „Tin Tin" ergänzte. In schöner Regelmäßigkeit erlebt dieses Stück seidem neue Abmischungen und Auflagen, und die Verkaufszahlen läppern sich. Booker T. Jones vernahm irgendwo eine der Versionen und erlag dem Charme der Lyrics („Küsse mich mit deinem Mund/Deine Liebe ist besser als Wein" – das muß aus der Bibel sein) und bat „Tin Tin", ein paar Texte für ihn herzustellen. Man fand sich, und die Folge war die gemeinsame Arbeit an der LP „The Ups And Downs", 1966 gekreuzt mit „New York Dolls" (das waren die Subterranean Hawks am College), „eine Kreuzung aus Bruce Springsteen und Lionel Richie" (das wird die Zukunft bringen) und „Herman Hermit trifft Gene Pitney – downtown oder wenn Davey Jones bei den Stooges singen würde ... oh Gott" (das haben wir jetzt).

Liebes, man muß auch nicht alles wissen. Deshalb mache ich gleich Schluß. Noch was wichtiges zum Verständnis: Stephen Duffy kann sich gerne und lange darüber Gedanken machen, welch tiefe Eindrücke er ganz unbeabsichtigt auf andere Menschen gemacht hat, warum es grundsäzlich besser ist, sich nach ihm zu verzehren, als nach etwas Beliebigem anderen, er ist nett und gewitzt, und sein Lieblingsplätzchen ist „unter der Gürtellinie", wo er sich zusammenrollt und schnurrt. Wow I Feel So Fresh Today.

Er ist viel zu schlau, um irgendwelche Mechanismen des Musikbusiness zu verstehen, hat ein völlig schmieriges Video erstellt, in dem aufgewärmte Modefotografie der 40er Jahre ganz langweilig aufersteht. Er mag es selbst nicht und erklärt die Wahl dieses unsinnigen Stilmittels so absurd, aber gut beobachtet, falsch aber richtig, daß ich beim besten Willen nicht mehr zusammenkriege, wie die Philosophie dabei war. Aber stimmig. Fotografieren läßt er sich nur von Modefotografen, weil es deren einzige Aufgabe ist, Kleider zu verkaufen, und ihr großes Verdienst, doch noch Kunst daraus zu machen. „Das ist genau das, was ich auch mache. Modefotografen sind die einzigen, die mich verstehen können." ■

KID CREOLE & THE COCONUTS

Ist ja wundervoll hier!, stellt August Darnell fest, während er von der sonnenbeschienenen Terrasse des Hotels in Montreux über ein paar Blumenbänke hinweg auf den Genfer See blickt. Viel Zeit hat er nicht, den Ausblick zu genießen; nach dem Mittagessen, das er hier gerade zugunsten eines Interviews kalt werden läßt, und einem Schwatz mit einem schweizer Radio-DJ folgt der Einstieg in den Tourbus und der Aufbruch zum nächsten Gig.

So wird das noch fünf Monate lang weitergehen; fünf Monate, in denen der Kid Creole & The Coconuts-Troß, dreizehn Musiker und ein technischer Stab von fünfzehn Personen, durch Europa, Amerika und Japan touren wird. „Wenn es vorbei ist, werden wir alle Zombies sein."

Schon jetzt fühlt er sich so übernächtigt, daß er sich nicht fotografieren lassen möchte: „Ich hab' bloß vier Stunden Schlaf gekriegt; deshalb trage ich auch diese Sonnenbrille." August Darnell alias Kid Creole ist sich im Klaren darüber, daß er durch massiven Arbeitseinsatz verlorenen Boden gutmachen muß. Der Kultstatus, der vor drei Jahren für die enorme Medien-Resonanz auf Kid Creole gesorgt hatte, ist mittlerweile dahin; die zuständigen Journalisten haben die damals entwickelte Cocktail-Deckenventilatoren-Metaphorik inzwischen auf die britischen Neo-Jazz-Combos übertragen. Bereits gegen Ende des Jahres 1982 gingen die Überlegungen Vieler, denen Darnell anhand der Kunstfigur Kid Creole Ideen wie Hedonismus und Eklektizismus erst begreiflich gemacht hatte, dahin, daß diese Dinge nicht länger hip sein können, sobald man sie mit dem Fernsehpublikum des „Rockpalastes" teilen muß.

August Darnell hatte das kommen sehen und daher schon frühzeitig auf eine Massenakzeptanz, unabhängig von zeitlich befristeten Modeströmungen, hingearbeitet. Die freilich setzt ununterbrochene Basisarbeit voraus, und daran hatte es, bedingt durch andere Projekte der Band und ihres Schöpfers, seit dem Erscheinen des „Doppelgänger"-Albums vor knapp zwei Jahren entschieden gefehlt. Dafür nehmen sie nun die Strapazen einer Mammut-Tournee auf sich. „Wir haben zwischendurch auch keine Ferien gemacht", beteuert August Darnell. „Nach unserer letzten Tour haben wir das Coconuts-Solo-Album produziert; außerdem ein Fernseh-Musical für 'Grenada Television', das insgesamt ein halbes Jahr beansprucht hat." Das Stück, von Darnell selbst in Zusammenarbeit mit einem Co-Autor geschrieben, trägt den Titel „There's Something Wrong In Paradise"; es ist bereits zu Weihnachten vom britischen Fernsehen gesendet worden und soll nun an andere europäische Sendeanstalten verkauft werden. „Es war ein lebenslanger Traum von mir. Als sich die Möglichkeit auftat, habe ich natürlich sofort zugegriffen; wohl wissend, daß das Interesse des Pop-Publikums an der Band in der Zwischenzeit schwinden würde."

Zu den Schwierigkeiten, langfristig das Interesse an dem Kid-Creole-Konzept aufrecht zu erhalten, trägt zweifellos noch eine andere Eigenschaft Darnells und seiner Truppe bei: Durch das Streben nach uneingeschränkter Perfektion hatten die Shows vom Start weg einen Standard erreicht, der später kaum noch zu überbieten war. Dieser Umstand stieß sich natürlich an der unausweichlichen Forderung des Publikums und der Medien nach ständiger Fortentwicklung. „Nach der letzten Tour haben wir uns auch gefragt: Was nun? Wir hatten all diese extravaganten Kostüme, die extravaganten Dekorationen, und es gab keinerlei Möglichkeiten, das noch auszubauen. Also war der einzige Weg der Verbesserung eine Konzentration auf die Musik. Wir wollten die musikalische Darbietung diesmal auf's Äußerste perfektionieren und dafür dann mit einem Minimum an Bühnendekoration und ohne Kostümwechsel auskommen. Es war geplant, alles ganz einfach zu halten – bloß, nachdem wir in New York mit den Proben begonnen hatten, schaukelten wir uns doch gegenseitig wieder hoch mit Ideen zum visuellen Teil! Im nachhinein bin ich ganz froh darüber – einerseits klingt die Band jetzt abgerundeter denn je, andererseits gibt es trotzdem wieder was für's Auge."

Tatsächlich ist der Grad der musikalischen Perfektion der Show, die Dichte des Zusammenspiels überaus auffällig – schon am Rande der Über-Perfektionierung. „Ja, diese Gefahr besteht natürlich. Es könnte sein, daß die Show so perfekt wird, daß sie alle Kraft, Originalität und Seele verliert. Man muß da außerordentlich vorsichtig sein; es ist sehr wichtig, immer noch Raum für Improvisationen zu lassen."

„Das Publikum macht den Unterschied." Mehr denn je ist während der Coconuts-Show in Montreux das Bestreben der Band zu spüren, tatsächlich um die Gunst des Publikums zu ringen, auf der Basis ganz traditioneller Rock-Konzert-Mechanismen. Das geht bis zum verstärkten Einfluß gängiger Rockmusik-Elemente in die Darbietung: Von der Erzeugung von Mitklatsch-Stimmung über die musikalische Struktur einiger neuer Songs bis zum gelegentlichen Gitarrensolo. „Eigentlich kam es dazu eher zufällig", erläutert Darnell. „Es liegt vor allem an dem Gitarristen, mit dem wir diesmal zusammenspielen, Jimmy Rippetoe; er kommt von der Rockmusik und brachte diese Einflüsse mit ein. Es fiel mir zwar auf, als wir daheim die neue Show probten, aber ich dachte eben: Na prima, das ist ein neues Element. Solche Entwicklungen finde ich immer interessant."

Das Festival-Publikum dankte es der Band durch Ovationen zum Ende der zweieinhalbstündigen Darbietung. Für das Überleben einer Band, deren Tour-Apparat wöchentlich mehr als 120.000 Mark an Kosten verschlingt, ist solcher Massen-Enthusiasmus unabdingbar. Doch auf lange Sicht bieten solche Konzert-Veranstaltungen

DAS ARBEITSTIER

wenig neue Möglichkeiten, die komplexen Ideen Darnells und seiner Truppe angemessen zu präsentieren; tatsächlich würden sie wohl auf Theaterbühnen oder in Filmen wesentlich besser zur Wirkung kommen. Seit drei Jahren schon hat August Darnell das Script zu einem Broadway-Musical in der Schublade. „Wir würden allerdings ein ganzes Jahr brauchen, um es zu verwirklichen – ein Jahr, in dem es wiederum zu einem Einbruch auf dem Pop-Sektor für uns kommen wird, wie wir ihn ja erlebt haben." Doch allzu lange gedenkt er, obwohl er die „ständige Bewegung von Kultur zu Kultur" genießt, das Leben als Fahrensmann nicht mehr weiterzuführen: „Ich halte das nicht mehr lange durch. Ich will nicht wie James Brown noch mit 57 Jahren touren; das könnte ich nicht verkraften. Ich verliere einfach jedesmal zuviel Gewicht durch das Schwitzen, den Streß und das unregelmäßige Essen. Ich werden wohl in drei – na, eher noch zwei Jahren damit aufhören."

Dirk Scheuring



Foto: Bernhard Schaub

LP KRITIK

Die Veteranen des Punk lassen grüßen

THE DAMNED
PHANTASMAGORIA
(WEA)
THE VIBRATORS
FIFTH AMENDMENT
(RAM-Records)

Bei Renovierungsarbeiten in meiner Besenkammer stoße ich auf alte »Sounds«-Hefte: In der ersten Ausgabe dieses Jahrzehnts (1/80) verreißt Alfred Hilsberg die dritte Clash-LP. Teja Schwaner berichtet, daß »ein Mitglied der Redaktion Angst hatte, in Hamburg ein Stranglers-Konzert zu besuchen. Wegen seiner langen Haare«.
Mein Gott, wie die Zeiten sich ändern, da sind fünf Jahre schon fast eine Ewigkeit. Zwei Bands, die damals zur ersten Liga des Punks gehörten, melden sich heute nochmals zu Wort.
Die Vibrators haben für ihre letzte Deutschland-Tour landauf-landab Prügel bezogen. Selbst in der Süddeutschen Zeitung fand sich eine vernichtende Konzertkritik. Die Band, die nach ihrer zweiten LP (da wo »Flying Duck Theory« drauf ist!!) in die Bedeutungslosigkeit abrutschte, schafft es auch mit dem fünften Machwerk nicht, wieder Oberwasser zu gewinnen. Von der Originalbesetzung des Quartetts fehlt nur Gary Tibbs, doch für die langjährige Erfahrung der Restband gibt es keine Extrapunkte. »Fifth Amendment« ist ein durchschnittliches Rockalbum mit zehn Liedchen in mittlerer Geschwindigkeit. Nicht besonders frech, nicht aufmüpfig, keine neuen Ideen, Punk-Rock im Weichspülbad. Campino von den Toten Hosen hat sich anläßlich der negativen Vibrators-Tourberichte schocierend geärgert: »Laßt die doch in Ruhe, die sind doch sowieso fertig!« Keine Gnade auch diesmal: Die Platte is' nix.
Bei The Damned sind aus alten Tagen nur noch Kamikazetrommler Rat Scabies und Nosferatu Dave Vanian dabei. Die Vorabsingle »Grimly Fiendish« deutete bereits an, wohin die Fahrt geht: Vergangenheit über Bord und mit skurrilen Arrangements in die Hitparaden. Spinetteinlagen, Bläsersätze, Hokuspokus aus dem Zauberschrank des Produzenten machen den Braten fett und lassen die Band in einem völlig neuen Licht erscheinen. Nehmen wir z.B. das Instrumentalstück »Trojans«: Klaviergeklimper, Orchesterzinnober und ein freischwebendes Saxophon leiten eine Mini-Symphonie ein. Keine Träne der Vergangenheit; was sich erhalten hat, ist der schwarze Damned-Humor und die düsteren Gesangspassagen von Dave Vanian. Allein der Auftaktsong »Street Of Dreams« mit forderndem Schlagzeug und heulender Orgel klingt wie eine Reminiszenz an das »Machine Gun Etiquette«-Album.
Den »neuen« Damned ist es gelungen, den schmalen Weg zwischen Absturz und Ausverkauf zu finden. Mit reichlich Bombast aus dem Studio zwar, doch was heißt das schon. Ein Ausrufezeichen für das Rockjahr '85, die Damned sind wieder da!

Ralf Niemczyk

PROPAGANDA
A SECRET WISH
(ZTT)

Die Frage bei Propaganda ist doch, kann man sich ihre Platte rein vorbehaltlos anhören? Das heißt, hat ihre Musik überhaupt noch Sinn, wenn man den ZTT-Imageanspruch, das marktstrategische Vorgehen außer acht läßt? Soll sie dann überhaupt noch Sinn haben? Ist nicht jede ZTT-Platte mehr ein Beweis für die multi-mediale Umsetzung einer cleveren, verkaufsfördernden Idee als ein beispielhafter Popsong, der ebenso seine Genialität wie seine Unbeherrschtheit und seine Zerbrechlichkeit offenbart? Mit Zerbrechlichkeit meine ich das Bewußtsein um die Vergänglichkeit einer genialen Idee oder eines guten Songs.
Genial vielleicht an ZTT ist höchstens das Konzept. Das heißt: Alles was sich verkauft, ist gut. Und: Alles was nicht gut ist und sich verkauft, ist fast noch besser. Nicht umsonst ist es ZTT gelungen, sowohl den zynischen Intellektuellen wie den allwissenden Populisten unter einen Hut zu bringen. Die Antwort: Die Klänge, Töne, Texte und Gesichtsausdrücke, die Propaganda verbreiten, erfüllen nur einen Zweck: zu wirken.
Kein Song kann hier als Popmusik bestehen neben der glänzenden Dummheit einer Band wie Wham!, der liberalen Unverschämtheit eines Paul Hardcastle, der impotenten Berechenbarkeit der Eurythmics oder dem verlogenen »Das-Leben-ist-ein-Abenteuer«-Hedonismus von Duran Duran. Propagandas Musik ist einfach nichtssagend, leer, blaß und seelenlos. An jeder Stelle bemerkt man die Kalkulation von Melodien und Klängen. Nicht, daß ich hier einen Anspruch von Spontaneität erwarten würde, aber weder die architektonische Perfektion eines »perfekten Popsongs«, noch eine unverschämte Gewagtheit des »perfekten Pophypes« wird bei Propaganda spürbar. Propaganda haben nicht mehr als die eine Dimension einer (ZZT-)getünchten Fassade. Wie heißt es doch pamphletisch auf der Innenhülle? »Without Love, Beauty and Danger It Would Almost Be Easy To Live«. Da lachen ja die (toten) Hühner.

Olaf Karnik

DAVID BYRNE
MUSIC FOR THE KNEEPLAY
(EMI)

David Byrne kennt keinen Anstand. Allein, seiner Gefühllosigkeit ganz ausgesetzt, macht er in hundertprozentiger Hirnproduktion und hat eine neue kleine Idee ausgebrütet: Der Irrweg! Ja, er versucht sich tatsächlich einen witzigen Irrweg zu leisten. Mit Sprechgesang vom Drögesten, der in fünf Songs über die Platte verteilt ist (der Rest ist instrumental), heitert er seine banal-radikale, musikalische Kehrtwendung auf. Von völkerkundlichen Exkursionen mit Eno nach Afrika und deren Verarbeitung mit den Talking Heads ist David Byrne ins Heimatland zurückgekehrt und gleich in der Provinz hängengeblieben. Außerdem hat er sich gleich um ein Jahrhundert zurückverlegt: Byrne hat ausschließlich Originalinstrumente aus der Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges (1861-65) aufspielen lassen. Hier es sein Ehrgeiz, all den jungen Leuten zu beweisen, daß er derjenige ist, der am tiefsten nach den amerikanischen Wurzeln gebohrt hat, am weitesten zurückgegangen ist?
Der »Hurra-ich-bin-schon-da«-Effekt verpufft natürlich, wenn man diese Platte hört. Denn wer will schon da sein, im amerikanischen Bürgerkrieg mit einem langweiligen Blasorchester? Der neuen David Byrne-Idee haftet etwas unerträglich Sonntagsschulenhaftes an. In solchen Räumlichkeiten seziert Byrne, perfektionistisch wie immer, die Frau, die durch Kleiderordnungen ihren Grad von Zuneigung angibt (»...the red dress / she leaves the house / the outcome is certain«), verliest pedantisch durchnumeriert die Lieblingstätigkeiten des modernen Menschen und hält eine Predigt für die Zukunft, in der sein Geständniszwang schließlich zum Größenwahn ausartet: »In der Zukunft wird die Hälfte von uns gestört sein, wird es eine Maschine geben, die religiöse Erfahrungen produziert, wird es eine klassenlose Gesellschaft geben«.
Der Größenwahn mutiert so zu einem wulstigen, kranken Allgemeinplatz, der sich behäbig in dem extra künstlerisch-antiquiert aufgemachten Musikbett niederlegt und vor sich hindämmert. Byrnes Qualität ist es immer gewesen, daß er die menschlichen Unzulänglichkeiten nicht nur registrierte, sondern diese als grandiosen Breitwandfilm vor seinem Publikum ausgebreitet hat. Breitwand ist immer erschütternd, allein wegen der Breite, auch wenn darauf das genaue Gegenteil von Erschütterung vorgeführt wird. Mit seiner Solo-LP ist die Breitwand leider zu einer Bühne von Vorstadttheatergröße zusammengeschrumpft, und die Darbietung artet zu einer modernen Freakshow aus.
— Womit wir wieder bei der Kleinkunst angekommen wären, bei der nach Laurie Anderson nun auch David Byrne hängengeblieben ist. Was nach produktivem Irrweg ausgesehen hatte, war nur ein cleverer Umweg, um dabeizubleiben, sich aber ja nicht die Hände schmutzig zu machen, nicht in die Vollen zu gehen, sondern das Schnickschnacktum auf leichte Art um einen neuen Schnickschnack zu bereichern. Daß David Byrne doch so mühsam gearbeitet hat, weil es doch nicht mehr alle Instrumente,die er haben wollte, gab, und er extra welche hat nachbauen lassen müssen usw. verstärkt diesen Eindruck nur. Dieses Album sollte den Aufkleber tragen: 100prozentig original! Und auch David Dyrne sollte diesen Aufkleber tragen. Das wäre anständig. Nur — der Mann kennt keinen Anstand.

Jutta Koether

NENA
FEUER UND FLAMME
(CBS)

Beim Nackt im Wind-Singen vor dem Kölner Dom wies Herbert Grönemeyer Nena Kerner barsch zurecht. Sie solle die Fans nicht so zügellos anklatschen. Es war ja nicht nur Nena nackt für Afrika. Schließlich waren sie alle Feuer und Flamme für das Gute. Wieso soll nicht eine dämlicher sein als alle anderen. Zumal sie doch das üben muß, für die Welttournee, die kommende. Also Feuer und Flamme wären wir bei der neuen LP. Sind wir aber nicht. Denn es gibt keinen echten Protestsong. Nur vulgär-fanatische Liebesliedchen, Jung-Sein-Schmarotzereien (»Du bist jung/Das ist doch toll/Hey du!/Was is'n los mit dir?«) und allgemeine Betrachtungen über die Welt als Spielerdelirium (»Im Schnellzug der Hoffnung/der nirgendwo hält/wo leuchtend die Räder des Schicksals rotieren/und Raumschiffe einfach im All explodieren...«). Und Nena versucht, die professionell Emotionelle zu spielen, mit dem Erfolg, daß ihr Hagener Soul sich noch eindeutiger von den Profi-Backgroundsängerinnen Dingsbums Dalbello usw. abgrenzt. Sie vergißt nicht, dem Fehlfarben-New-Wave-Funk ein Denkmal zu setzen. Das Stück heißt natürlich: »Das alte Lied«. Ihre größte Leistung bleibt zweifelsohne die affirmativ ultrakritische Sprachspiel-Reflexion über Deutschlands begehrteste Adverbien: Irgendwie/Irgendwo/Irgendwann. Es reicht, wenn im Zusammenhang mit Nena diese Titeltatsache archiviert wird. Die Weltungeist-Karrierre muß sie Lady Madonna gönnen. Sie hat die besseren Macher und die schnittigere Figur. Nicht nackt im Wind, nackt im »Penthouse«!

Peter Bömmels

MARYLIN
DESPITE STRAIGHT LINES
(Mercury/Phonogram)

Marylins großer Fehler war, seinen Ruhm durch eine Karriere als Sänger mehren zu wollen. Was hatte er doch für ein herrliches Leben: Seite an Seite mit Boy George täglich in den englischen Boulevard-Zeitungen, sein Name tauchte in jeder zweiten Klatschkolumne auf und dazu noch die aufregende Arbeit als Fotomodell.
Der Niedergang begann mit der Beendigung seines Verhältnisses mit Boy George. Es folgten drei hübsche Singles. Nicht daß sie außergewöhnlich schlecht oder unkommerziell waren, aber niemand wollte die Dinger hören bzw. kaufen. Dennoch unverzagt, begab er sich nach New York, um seinen ersten Live-Auftritt fern des gehässigen Londons zu bestreiten. Eine tränenreiche Katastrophe, die in der englischen Heimat ausgiebig dokumentiert wurde. Zudem hatte der Blödmann sich auch noch seine Haare abschneiden lassen, was direkt Zweifel an seiner homosexuellen Gesinnung aufkommen ließ. Aber seine Plattenfirma ließ ihn trotz allem seine LP machen. Dort präsentiert er sich als junges, hübsches, fast männliches Mitglied der Nobilität, umrahmt von Neville Brody-Design, und macht weiterhin schöne, leichte Popmusik. Anstatt aber sich in die Gefilde des Trashs zu begeben, versucht er sich an ambitionierter Musik, ohne die Klasse von Boy George je erreichen zu können. Bevor auch nur der erste Ton von Marylin auf Platte gepreßt wurde, war er ein Star. Jetzt ist er noch nicht mal mehr ein Fotomodell. Ein echter Verlierer.

Lothar Gorris

Die Rückkehr der Giganten

ROKY ERICKSON
CLEAR NIGHT FOR LOVE
(New Rose)
ALEX CHILTON
FEUDALIST TARTS
(New Rose)

Die 13th Floor Elevators und die Boxtops, zwei Bands, die in den 60ern unabhängig voneinander von sich Rede machten. Erstere gelten als die Erfinder des Psychedelicsounds; »You're Gonna Miss Me«, ihr beliebtester Song, ist heute zum Aushängeschild des guten Geschmacks geworden. Letzte-

re dagegen hinterließen der Nachwelt mit »The Letter« und »Soul Deep« ein Stück Kultur. Seinerzeit lebten beide Bands von der überzeugenden Ausstrahlung zweier Musiker: Roky und Alex. Das letzte Album des zeitweilig recht weggetretenen Erickson, »The Evil One«, liegt nun mittlerweile vier Jahre zurück, umso erfreulicher die Tatsache, daß Speedy Sparks und weitere Musiker von Sir Douglas Alumni — wer auch immer diese obskuren Männer sein mögen — es geschafft haben, den der Studioarbeit durchaus abgeneigten Satanisten Erickson zu selbiger zu verleiten. Sein 5-Track-Mini-Album setzt weder eine ericksonsche Tradition fort, noch ist es ein verspäteter Versuch, den Sprung in den psychedelischen Teich zu schaffen. Erickson wirkt frischer denn je, fast unbedarft, alles wie mit links aus dem Ärmel geschüttelt, so als ob sein Name hier zum ersten Mal in die Geschichte eingehen würde. »You Don't Love Me Yet« ist eine wehmütige Ballade mit Tambourine- und Mundharmonikaintro, in der er offen seinen Liebeskummer beklagt: »because without you I'm not a king«. »The Haunt« dagegen klingt undurchsichtig und manisch. Das Jaulen der Bluesgitarre bohrt sich dabei leise durch das Songgerüst. In »Starry Eyes« hat man eine saloppe Up-Beat-Nummer mit Ohrwurmqualität hingekriegt und »Don't Slander Me« geht als zweiter Teil von »Don't Shake Me Luzifer« durch.
Alex Chilton, von dem behauptet wird, er hätte die letzten Jahre seines Lebens als Tellerwäscher in Memphis verbracht, hat trotzdem nichts von seiner enigmatischen Persönlichkeit eingebüßt. Im Gegenteil, diese Rock'n'Roll-Legende verblüfft mich ein ums andere Mal. Ein Mann, der trotz der vielen erlittenen Rückschläge sich immer wieder aufrappelt, um der Musiklandschaft sein Prädikat »außergewöhnlich« zu bescheren. Chilton entfernt sich hierauf von seiner kaputten R'n'R-Variante und verfeinert diesen Stil, indem er vermehrt üppige Blues- und Jazzelemente in seine Songs miteinbezieht. Es geht mit der Gelassenheit eines alten Meisters an die Arbeit, suhlt sich vor Freude in den Saiten seiner Gitarre, läßt die Bläsersätze den Soul sprechen und fordert die Südstaaten zum Tanz auf. Was soll ich dem noch hinzufügen? Nichts, außer daß er in Abwesenheit schuldig gesprochen wird, die möglicherweise schönste R&B-Platte des Jahres verzapft zu haben.

Willy Ehmann

THE BEACH BOYS
BEACH BOYS
(CBS) ●

Kaum zu fassen: Genau zu der Zeit des Jahres, zu der ich regelmäßig meine Beach Boys-Platten abstaube — ich habe in jedem Sommer ein anderes Beach Boys-Lieblingsstück, diesmal ist es »Girl Don't Tell Me« —, erscheint tatsächlich eine neue Beach Boys-LP! Ich habe gar nicht gewußt, daß so etwas noch hergestellt wird.
Und so scheinen fast alle noch da zu sein — die Gebrüder Brian und Carl Wilson, Cousin Mike Love, Al Jardine, auch Teilzeitmitglieder wie Bruce Johnston und dessen Kumpel Terry Melcher; große Teile also des originalen kalifornischen 60er-Jahre-Musiker- und -Songschreiber-Klüngels. Der einzige, der zwangsläufig fehlen muß, ist der einstige so hübsche Schlagzeuger und Parade-Surfer Dennis Wilson, der sich vor zwei Jahren zunächst be-, dann ertrank; er sprang kopfüber vom Bord seiner Yacht in die Fluten, um nicht mehr aufzutauchen. Wohl aus Gründen der Pietät hat man für die meisten Stücke der neuen Platte eine alkoholfreie und von vornherein nicht schwimmfähige Rhythmusmaschine benutzt; die leitet denn auch das erste Stück »Getcha Back« (sic!) ein und sodann: »Ba-u-ba-u-ba-uuuuh« — Jawohl! das ist definitiv die typische Brian Wilson-Art von Vokal-Arrangement, die ausgetüftelten mehrstimmigen Gesangssätze (nun ja . . . oder Silben), oft kopiert, nie erreicht.
Inhaltlich lassen sie sich dann doch mal vom Gedanken an die verflossene Jugend überwältigen, vor allem bei »California Calling«, wo sich die Beach Boys ganz speziell an die Beach Boys von 1963 erinnern, an die damals langsam auslaufende Surfer-Periode der Band also, die sie sehr originalgetreu, aber eben als alte Männer reproduzieren — bis hin zu der typischen Erhöhung des Stücks um einen halben Ton noch im letzten Drittel. Ansonsten aber sind grade die Balladen wie »I'm So Lonely« und »It's Just A Matter Of Time« tatsächlich unabhängig vom Datum ihres Entstehens.
Daß sie sich doch etwas anders anhören, liegt vor allem an der Produktion der Platte; die hat der Culture Club-Produzent Steve Levine besorgt, und der verpaßte der Gruppe einen ziemlich schlimmen, sehr amerikanischen Mittelmaß-Sound. Der Culture Club-Einfluß geht allerdings noch erheblich weiter: »Passing Friend« ist ein von George O'Dowd und dem CC-Gitarristen Roy Hay geschriebenes Stück; Hay spielt fast alle Instrumente, der ständige CC-Saxophonist Steve Grainger wirkt hier wie auch auf anderen Stükken mit, und Carl Wilson bemüht sich gar um gesangliche Annäherung an Boy George. Überhaupt haben sich einige recht illustre Musiker an der Platte beteiligt: Ringo Starr etwa trommelt auf »California Calling«, einem der beiden Stücke, mit einem echten Schlagzeug. Er als Ersatz für Dennis Wilson wirkt nicht pietätlos, sondern folgerichtig; die Beatles haben schließlich Mitte der 60er Jahre als Anführer der »British Invasion« die Beach Boys aus der Spitze der amerikanischen Charts verdrängt. Die Beach Boys waren von da an immer zwei Schritte zurück, dafür aber langlebiger; die Tatsache, daß **auch** ein Beach Boy starb, aber **nach** einem Beatle, und beide eines paradoxen Todes — der Friedensliebhaber Lennon wurde erschossen, der Super-Surfer Wilson ertrank — bestätigt die These.
Keinerlei offensichtliche Querverbindungen gibt es dagegen zum ehemaligen Thin Lizzy-Gitarristen Gary Moore, der auf zwei Stücken fürchterlich auf der Gitarre fietscht — wahrscheinlich hat man bloß gedacht, das würde sich auf dem US-Markt, wo Gitarrenhelden immer noch beliebt sind, gut machen.
Insgesamt also zu viel, was die alten Knaben sich da haben antun lassen. Aber wenn man all den überflüssigen Schnickschnack unbeachtet läßt, bleibt doch die Tatsache, daß da drei, vier gelungene Songs zu finden sind. Vielleicht wird mein Lieblings-Beach-Boys-Stück für den nächsten Sommer tatsächlich »It's Just A Matter Of Time« sein.

Dirk Scheuring

DANNY AND DUSTY
THE LOST WEEKEND
(A&M, Polydor) ●

Danny ist Dan Stuart von Green on Red und Dusty ist Steve Wynn von Dream Syndicate, und zusammen mit anderen Mitgliedern ihrer Bands plus drei Long Ryders hatten sie einfach, nur so, höhö, Lust, mal'n Wochenende, nö?, im Studio 'rumzuhängen und nur so 'ne LP aufzunehmen.
Die von Pressemitteilungen in die Welt gesetzte Legende urig-spontaner Hippie-Session-Mucker-Natürlichkeit erweist sich zum Glück als eben das: eine Legende. Denn den sieben für diese Platte geschriebenen Songs merkt man die Arbeit des Songwriters an: Disziplin und Kalkül und schöne Dramaturgien. Die Durchführung mag dann zustande gekommen sein, wie behauptet, locker und versoffen. Die Auswahl des Finales, »Knockin' On Heavens Door«, mag sich ähnlichen Umständen verdanken. Daß sich die komplette L.A.-Revival-Elite auf dieselbe Nummer einigen kann, mit der Nick Cave, Sisters Of Mercy und The Alarm ihre Konzerte zu beenden pflegen und deren Akkordmaterial darüber hinaus den Bausatz für alle Nikki-Sudden-Stücke stellt!
Der Songwriter-Stil von Dan Stuart setzt sich klar gegen Steve Wynn durch. Von der eher rockigen und an der dunkleren Seite der US-Tradition orientierten Musik des Dream Syndicate ist kaum etwas zu spüren, dagegen flächendeckend das Talent Stuarts zu rührseligem, aber spannendem Sozialkitsch. Eine Platte, die sich, wie in diesem Monat auch die neue von Monochrome Set, Billy Wilders legendärem Alkoholikerfilm »The Lost Weekend« verpflichtet fühlt und in einem Cover steckt, das einen offensichtlich nach Bier krakeelenden Dan Stuart in einer Neighbourhood-Kneipe zeigt, hat natürlich viel zu er-

zählen, vom »King Of The Losers«, daß wir »All Gotta Go Down«, und vom »Down To The Bone«-Gefühl. Zur Auflockerung der oft leicht gegröhlten, aber sehr feinfühlig gebastelten Songs streut Chris Cacavas sein unvergleichliches Nicky-Hopkins-der-80er-Green-On-Red-Klavierspiel ein, und Danny artikuliert punktuell nicht totzukriegene all-American-Sehnsüchte: »Home on the range« und »I'm going where the water tastes like wine«. Der letzte, der das mit soviel Inbrunst sang, Al Wilson von Canned Heat, vergiftete sich Anfang des letzten Jahrzehnts in seinem Wohnwagen im Laurel Canyon. Und daß »Old dreams« jung sterben, das sangen ja schon Green on Red.

Diedrich Diederichsen

SHOCKHEADED PETERS
NOT BORN BEATIFUL
(El Records)

Eine Gruppe, die für Wirbel sorgt, ist immer gut. Auch wenn John Peel sie haßt. Die Shockheaded Peters konnten mit ihrer Single »I Bloobrothers Me« bis in nationale Radiocharts vordringen. Obwohl dieses Lied nicht auf ihrer Debüt-LP ist, wird das Umfeld deutlich. Dickbäuchige Kneipengänger aus einer englischen Kleinstadt haben es satt, von gut verdienenden Angestellten gehänselt zu werden.
Die jüngste Single »The Kissing Of Me« macht ganz deutlich, welchen Weg die Petersburger eingeschlagen haben. Der schmale Grat zwischen Kommerzialität und Anspruch soll zu einem angemessenen Lebenswandel führen. D.h., man wird weiter schwarze Mäntel tragen, die aber häufiger wechseln. Daß es für die Shockheaded Peters keine Vergleichsmöglichkeit gibt, ist ein weiterer Beleg für ihre Qualität. Unmißverständlicher Beat mit der rauhen Intonation des leidenden Trinkers. Keine Parolen und keine Beziehungskisten, die Peters konzentrieren sich auf das Wesentliche unseres Daseins. Der Erfolg eines Selbstmordversuches wird ebenso diskutiert wie die Eigenschaften traditionsbewußter Dauertrinker. Ich kann mir vorstellen, daß die Musiker dieser Band meilenweit stinken. Dennoch ist mir die Platte sympathisch.

A. Schreck

ANNA DOMINO
EAST AND WEST
(EfA)

Schlaffe, hinfällige, köstliche Mini-LP, die sich durch einen schönen Schein mit häßlicher Unterlage auszeichnet. Während Anna Domino an einem großen, flauschigen, sonnigen Tag, geistesabwesend auf einem Klappstuhl sitzend, sich der Betrachtung eines Grashalms widmet und sich einen Kokon aus großen schönen Illusionen spinnt, wieseln Virginia Astley und Blaine Reininger ständig herum, um der schönen Bleichen die Wangen zu tätscheln, die doch tatsächlich aufzumuntern und die wunderbaren Löcher im Gewebe zuzustopfen. Kein Wunder, daß die schöne Bleiche, Hinfällige von ihrem Klappstuhl kippt, kurz bevor sie dem Grashalm Gold andichten oder sich mit einem Parfüm vergiften konnte.
Den schönsten Moment erlebt man mit dieser Platte bei der Coverversion von Aretha Franklins »Land of my dreams«, weil Anna Domino relativ unbeteiligt mit Aretha in einem Raum bleibt und brüchig vor sich hinschwelgt und ganz alleine darin aufgeht. Fast in einer herrisch-autistischen Nico-Manier. Dann allerdings braucht sie wieder tausend blöde Kleinigkeiten, sich zu definieren, und das Elend der Frau, die sich auf der Horizontalen statt auf der Vertikalen bewegt, nimmt seinen Lauf. Hier eine Kleinigkeit, da eine Kleinigkeit, Madam kauft sich einen Hut, ein Virginia-Astley-Kleid, einen Blumenstrauß und eine Ausgabe von »Elle«, mit der sie dann das LP-Cover verziert. Doch abgesehen von den hunderttausend störenden Kleinigkeiten ist Anna Domino eine hübsche unterkühlte und damit verheißungsvolle, weiße Frau.

Jutta Koether

CLEANERS FROM VENUS
UNDER WARTIME CONDITIONS
(EfA)

Welch ein Wunder! Nach zahlreichen Anrufen eines Managers, der einzelne Schallplatten als Wertpaket verschickt, gelangt man in den Besitz eben jener Platte, die sich als nicht halb so scheußlich herausstellt, wie man von Rechts wegen hätte annehmen dürfen. Cleaners From Venus repräsentieren die Renaissance der swingenden Sechziger in einer etwas tuberkulösen Form. Sie klingen wie arme kranke Beatles, wie arme kranke R&B-Jungen, wie Syd Barrett oder wie arme kranke Cure. Psychedeliker haben immer Eisfüße und bitteren Hunger, weil sie allein in Garagen sitzen, aber: wenn sich zwei in seinem Namen treffen (S. Barrett) werden sie munter, witzig und waghalsig. So geschehen mit Martin Newell und Lawrence Elliot. Ein nettes akustisches Gekritzel haben sie zusammengestellt, versetzt mit mickymäusigen Plauderpassagen. Dann hören sie sich so an wie Cure, als man Cure noch hören konnte, und zwar so, daß man's sich glatt anhören kann, wenn man jetzt Cure wieder hören mag. Jaa? Die Cleaners From Venus nehmen's aber etwas leichter.

Clara Drechsler

THE SCIENTISTS
YOU GET WHAT YOU DESERVE
(Karbon/Cartel)

Kim Salmons Scientists standen bislang immer für die bröckligste, am geduldigsten in der Scheiße wühlende Variante von Neo-Acid-Gossen-Rock. Unendlich zäh und müde, morbide und malle, aber sehr heroisch, quälte und holperte das vor sich hin. Toll. Richtig ausgelebt hat Salmon dieses Gefühl dann bei den Beasts Of Bourbon, einer Scientists-Splittergruppe, die vor ein paar Monaten eine ausgezeichnete LP gemacht hat, so daß die Scientists jetzt das Tempo und die Dynamik straffen konnten. »You Get What You Deserve« klingt zu 85% wie die Stooges, zwischen »T.V. Eye« und »Dirt«. Und wie so oft in diesen Tagen, bringt es mehr Gewinn, sich an den geringfügigen Veränderungen einer bekannten Formel zu erfreuen, als denen zuzuhören, die sich die alte Formel seinerzeit ausgedacht haben. Die Wendung zu etwas geradliniger hervorgebrachter, gepreßter Gull-Psychedelia ist denn auch durchaus nicht zu beklagen, im Gegenteil: Der kontinuierlich hämmernde und brummende Lärm kommt den Höllenstrand-Atombombenbaby-Demolition-Derby-gefallener-Priester-Phantasien durchaus entgegen, hilft ihnen mit wütender Entschlossenheit ein wenig aus ihrer gattungstypischen Gezwungenheit, auch wenn das auf Kosten der musikalischen Originalität geht. Richtig reizend wird es, wenn Salmon sich, als hundertster, mit Travis Bickle identifiziert, um dann gleich darüber einen Gruftsong lang nachzudenken, das ist wirklich weltbewegend bescheuert und großartig. In ein paar Jahren wird all dieser Trash-Rock die Standard-Kneipenmusik in den von Hunger, Sucht und Lepra geplagten Subkultur-Armenvierteln der westlichen Großstädte sein, dann wird diese LP zu den Klassikern zählen, die wenigstens noch etwas Aufrichtendes haben und in ihrer Desperatheit noch Distanz zum und die Kraft zur Überwindung des Elends in sich tragen. Musik aus den goldenen 80ern.

Diedrich Diederichsen

KID CREOLE AND THE COCONUTS
IN PRAISE OF OLDER WOMEN AND OTHER CRIMES
(Sire)

Es ist eine alte Tatsache, daß man in Deutschland aus Mangel an starkem, eigenem kreativen Selbstbewußtsein und daraus resultierender Unsicherheit heraus selten Sinn für wirkliche Kontinuität in der Popmusik zeigt. Hypes (nichts gegen den lustvollen Umgang damit!) entfalten sich und zerfallen in zwanghaftem, asthmatischem Tempo. Und in eine solche hysterische Situation ist Kid Creole vor ca. drei Jahren hier ja auch geraten — in alle Höhen gejubelt und bald darauf ins Aus gepfeffert. Dabei bleibt er, was er war: einer der großen Entertainer, und ich bleibe ebenfalls, was ich war: einer seiner Fans.
Nicht geschont wird er, wenn er schlechte Platten macht. »In Praise . . .« ist von zwei kapitalen Fehlern resp. Mißgriffen geprägt. Erstens: Die LP scheint ganz unter dem Motto des abschließenden Songtitels »You Can't

Keep A Good Man Down« zu stehen, offensichtlicher Beweis für die Existenz eines (künstlerischen) Krisenzustands im Hause Coconut. Unter diesem Motto klingt irgendwie alles nach erzwungenem Seht-her-ich-bringstrotz-allem-noch, alles leicht brachial überzeichnet. Und zweitens: Zurück ist die Bruderliebe, weg der Soca, leider. Stony Browder, Mr. Savannah-Band und Darnell-Bruder, schrieb an vier wichtigen Songs mit und hinterließ die deutlichen Spuren seiner nach Auflösung der latino-orientierten Ur-Formation der Savannah-Band (1981) vorherrschenden Vorliebe für die 50er und 60er Jahre, für New Yorker Brill-Building-Pop, Doo Wop, Bop etc. Das mag bei seiner Savannah-Band zu witzig-abstrusen Resultaten geführt haben (»Calling All Beatniks«, wenig beachtete LP von 1984), dem Unternehmen Kid Creole bekommt es nicht besonders, auch wenn man mit »In Praise« von den Karibikinseln thematisch nach New York zurückgekehrt ist, sich in ziemlich platter Weise mit Alltagsthematik wie Street-Crime und dergleichen auseinandersetzt und musikalisch eine entsprechend härtere Gangart eingeschlagen hat. Man mag zwar das melodisch an Brill-Building-Pop orientierte »Take Me« ganz hübsch finden oder zunächst vom unerwarteten Shuffle »Endicott« beeindruckt sein — man wird aber einfach den Eindruck von oben erwähnter Forciertheit nicht los, welche die spannende Farbigkeit früherer Kid Creole-Musik vermissen läßt. Die Entertainmentmaschine läuft wie geschmiert, die Seele hat das Gerüst verlassen. Abgehauen. Nach B'Dilli Bay am blauen Meer. Hoffentlich bald zurück.

Hans Keller

FREDDIE JACKSON
ROCK ME TONIGHT
(Capitol) ●

Freddie Jackson war irgendwann einmal Vokalist der eher unscheinbaren Mystic Merlin und trat in den vergangenen Jahren allenfalls als Songschreiber für Leute wie Melba Moore oder Lillo Thomas in Erscheinung; pflegte also stets den Kontakt zu den Verfechtern der ultraeleganten Soul-Variante, Kashif und Paul Laurence, und das sollte sich jetzt auszahlen. Unter der Ägide des bisherigen Kashif/Laurence-Handlangers Barry Eastmond erweist sich Jackson als gewandter Mittler zwischen unbestrittenen Größen wie Luther Vandross und Lillo Thomas, sein dezent marinierter Ton befähigt ihn, jede Gefühlslage großzügig auszuloten. Natürlich sind die Balladen sein Thema, natürlich bietet Freddie hier wahrhaft Klassisches. Auf einem klar durchgestylten Background aus omnipräsenten Synthies, pointierenden Gitarren, flinken Percussions und knappen Sax-Einlagen agiert er überaus kompetent, der Titeltrack besitzt durch vereinnahmende Melodik und unbezwingbares Mid-Tempo gar Qualitäten, die diese Tage überdauern werden. Auch im Up-Tempo-Bereich achtet Jackson auf mondänen Stil; moderate Rhythmik, die nicht überfordert, aber trotzdem die Tanzböden füllen kann, und wieder unausweichliche Melodien geben den Ton an. Ein Album, das durchzogen ist von Sinn für das Wesentliche: ökonomischer Funk und vollmundiges Gefühl.

J. Michael Schmitt

OBSCURE INDEPENDENT CLASSICS VOL. 1
(Cordelia Rec.) ●

Noch'n Sampler, größtenteils unbekannte, merkwürdige Stücke, die nie die Chance hätten, die Charts von vorne zu sehen (einige Stücke mußten sogar von Platte/Kassette überspielt werden).
Die LP beginnt mit einem leicht jazzigen Titel, worauf ein ziemlich bescheuerter »obszöner« Telefonanruf folgt. Nachdem man noch das nächste Klimperstück überstanden hat, geht's endlich richtig los. Bands wie Big Goats, Deep Freeze Mice, Disco Zombies, Firehydrant Men zeigen, welche Stärke die Indies der letzten Jahre ausmachten: einfache, schaurig-schräg-schöne Popsongs, die ohne die Produktion eines Trevor Horn auskommen. Dazu gibt's noch den Alvaro-Klassiker »Drinking My Own Sperm« (selbst wenn's 'n politischer Text ist, solche Titelzeilen sind auch nicht jedermanns Sache) sowie ein Stück der deutschen P16D4 (Stockhausen, wo bist du?). Was kann man dazu noch sagen: »She really likes a band called Tears For Fears and she's got nothing between her ears.«

Spock

PERSON PERSON
STRONGER THAN REASON
(Epic) ●

Was macht ein gut erzogener Jüngling, der sich im Schatten der Qualitäten Trevor Horns und der Ausstrahlung eines Martin Fry ausruhen konnte? Er kündigt seine Teilhaberschaft und wird selber Bandleader. David Palmer, der ehemalige ABC-Schlagwerker, wird mit dieser Strategie Erfolg haben. Gemessen an dem obligaten Vergleichsobjekt, der letzten ABC-Platte.
»Stronger Than Reason« könnte bereits als Hit-Compilation firmieren, so viele Ohrwürmer hat das Quartett zusammengetragen. Daß die Singles »High-time« und »Reputation« kaum beachtet wurden, ist ungewöhnlich, da sie auf der Ebene Popkommerz ihre Konkurrenten klar hinter sich lassen. Ohne offensichtliche Motownanleihen gelingen ihnen galante Melodien mit Soulanstrich.

A. Schreck

SPEAR OF DESTINY
WORLD SERVICE
(Epic) ●

Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Im wundervollen Sommer '83 hatten wir die Wahl zwischen betörenden Schlagernächten und nordpolkühler Schwermut. Wir entschieden uns für Wham! Die Unbekümmertheit des Außenseiters ist nun dem Kalkül des Rechners gewichen. Die einst Verschmähten beginnen jetzt ihren Rachefeldzug.
Spear of Destiny haben ohne Zweifel die bisher sensationellste Maxi dieses Jahres gemacht. »All My Love« ist zwar eine von vielen Pop-Perlen in diesem Semester, aber für den Stil der Band so ungewöhnlich kommerziell und das im positiven Sinne, daß man ihnen getrost einen Platz in der Hall of Fame des Pop-Business einräumen kann. Aus einsamen Kerkern spanischer Inquisitionspaläste ist Kirk Brandon aufgestiegen in das Reich der tausend Sinne. Männer wie Paul Weller und Billy MacKenzie, das ist von nun an seine Kragenweite.
»World Service« ist mit Abstand die freundlichste Platte, die Spear of Destiny bisher veröffentlicht haben. Mit ein wenig Augenzudrücken ist das grandioser Tanzstoff. Obwohl der Albumtitel Gegenteiliges vermuten läßt, muß man Brandon dankbar sein, keinen weiteren mißglückten Versuch eines Konzeptalbums zu erleben. Zwanglos können wir uns an den einstigen Eismeerforschern erfreuen, der Sommer '83 hat ja schließlich auch schon Staub angesetzt. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

A. Schreck

BOBBY WOMACK
SOMEDAY WE'LL ALL BE FREE
(Beverley Glen) ●

Der musikalische Abfall von Bobby Womack ist besser als eine ganze Menge Hauptprodukte anderer zeitgenössischer Soul-Interpreten. Beverley Glen, sein altes Label, hat Out-Takes der Poet-Sessions zu dieser LP zusammengestellt und nun — sehr zum Entsetzen von Womack — dem Soul-Publikum zum Kauf angeboten. Abfall, den man sich durchaus erstehen sollte, und nicht nur, weil man seine Womack-Sammlung komplett zur Hand haben möchte. »Someday« kann auch als Kuriosum betrachtet werden, singt der große Souler doch melodiöse Balladen wie »In Over My Heart« mit Intonierungsschwierigkeiten und einem Rotz-Klotz im Hals, kein Wunder, daß ihm die Veröffentlichung solcher Out-Take-Raritäten mißfällt. Die ganze erste Seite aber ist schönster Wee-Wee-Hour-Soul, Lieder für die Stunden, in denen man besonders milde und vielleicht sogar romantisch gestimmt ist ...

Hans Keller

THE ARMOURY SHOW
WAITING FOR THE FLOODS
(Capitol Records) ●

Nachzügler in der Showbranche haben einen schweren Stand — das immer junge Werbereizwort »neu« ist schon an die Vorgänger vergeben. Nachzügler werden in bereits bestehende Fächer gepackt, so ähnlich wie »die und die«, und damit hat

sich der Fall. Armoury Show machen neumodischen Gitarrenrock irgendwo zwischen Big Country und den Chameleons. Die Skids-Vergangenheit von Sänger Richard Jobson schwingt in den meisten Songs gut hörbar mit, und auch die Rhythmus abteilung der Band kennen wir aus Magazine-Zeiten. »Waiting for the Floods« ist nicht merklich schlechter/besser als die erste Big Country-LP, vielleicht fehlt etwas der Biß. »Castles In Spain« (1. Seite/1. Lied) hat sogar gewisse Hitqualitäten, nur, und hier liegt der Hund begraben, das Album mit teilweise älterem Material ist viel zu spät erschienen. Ein weiteres Gitarrenbaby, nicht unbedingt von schlechten Eltern, doch fürs erste noch zu schwach, um sich aus dem Wust der Konkurrenz herauszuheben.

Ralf Niemczyk

MONOCHROME SET
THE LOST WEEKEND
(WEA) ●

»Du hörst mir nie zu, du bist nur eine Blume auf der Tapete …« (Wallflower). Das nimmt sich aus wie am Küchentisch geschrieben und dort sitzen geblieben und hört sich auch so an. Obwohl die Single ein Flopp gewesen ist, wird sie auf der »The Lost Weekend« erneut angeboten. Die Gruppe »Monochrome Set«, seit über sieben Jahren eine Art ständiger Sitzenbleiber, trotz einiger kleiner Erfolge in der Vergangenheit, hat — rührig wie sie ist — mit ihrem fünften Album den Versuch unternommen, endlich aus den Startlöchern herauszuschieben. Doch wo befinden wir uns? Immer noch in der Küche. Und die Tapeten, auf denen sich Bid's Gesang ausbreitet, sind fein ausgewählt, betont flach und lieflos, extrakünstlerisch und mit einer Überdosis Kleister angepappt worden. Der Kleister ist John Porter, der alles, was eine fantastische Schnulze hätte sein können (»Starry nowhere« oder »Letters from Viola«), mit einem unpointierten halbdurchsichtigen Brei überschüttet, mit dem er so erfolgreich die Smiths und andere junge englische Bands gefüttert hat.
Die »Monochrome Set« sind auch in ihrer zigsten Umbesetzung eine Band geblieben, die von Herzen gerne etwas umgestalten, etwas bewirken, etwas zum Platzen bringen würden. Doch fehlt ihnen heute mehr denn je der Atem. Mit adretten, netten Gesten versuchen sie, den Luftballon aufzublasen, doch selbst »Sugarplum«, das ein fieses dramatisches »He, dumme-Gans«-Lied hätte sein können, ringelt vor sich hin wie dekoratives Lianen-Weintrauben-Grünzeug auf der Dielentapete unter dem dramatischen Titel: »The Lost Weekend«.
Dieser Filmtitel von Billy Wilder scheint im Moment besonders gefragt zu sein (siehe LP von Danny und Dusty). Doch von der tragischen Säufergeschichte sind die »Monochrome Set« mehr als einen Atlantik weit entfernt, und selbst das lustigste Stück der LP, »Boom Boom«, geht auf halber Strecke auf Grund. Ich befürchte, daß die seit Jahren angekündigte und immer wieder aufgeschobene Auflösung der Band auch nicht spektakulärer sein wird als das Verblassen einer Blume auf der Tapete.

Jutta Koether



Strenger Blick und hochgeklappter Kragen: Krupps-Stahlwerker J. Engler in jungen Jahren

THE KRUPPS
ENTERING THE ARENA
(Virgin) ●

Zu den interessantesten Menschen gehören Hypersensible, die ihrem Großvater keinen Fidibus anzünden können ohne »Risiko«, in dem Fall »Spiel mit dem Feuer« zu assoziieren. Zu diesen gehört Jürgen Engler, dessen seit jeher übersteigerte Männlichkeit (Male!) ihn nun wahnhaft glauben läßt, DAS LEBEN sei auch in den banalsten Momenten ein Circus, in dem er wuchtig sein Gladius zu schwingen habe. Gepaart mit einer unbestimmten Sehnsucht (neuerdings) nach »progressiv-elektronischem Tanzpop«, entstand aus dieser Fehlleitung ein weiteres hymnisches Brummwerk, dessen einziger Reiz vielleicht in der brachialen Blödheit liegt. Man vergleiche doch mit Propagandas »Feme Fatale«-Version: wenigstens bringen's die Düsseldorfer zuwege, daß man an schlechten Tagen Stein und Bein lachen kann.

Clara Drechsler

10.000 MANIACS
WISHING CHAIR
(WEA) ●

Lasten wiegen schwer. Die Bürde des Peel-Favoriten ist eine undurchsichtige Tonnenlast. Mit »Secrets of the I ching« hat der New Yorker Künstlerverein 10.000 Maniacs viele Sympathien gewonnen. Jedenfalls bei denen, die Reggae, Pop und schlechte Aufnahmetechniken mögen. Peels Begeisterung resultierte ohnehin eher aus dem lauen Jahrgang der Fall.
Unter dem Eindruck nicht gekannter Fürsprache haben die Manischen jedoch einen selbstmörderischen Fauxpas begangen. Denn mit dem Wechsel zu einem Major-Label sind sie einerseits für Peel und seine Jünger verloren und andererseits keineswegs so kommerziell, daß man Wunden mit Geld heilen könnte. Die Single »Can't Ignore The Train« wäre ein potentieller Independent-Hit, im Schlamm der Chart-Seuche aber chancenlos.
Nicht, daß die 10.000 Maniacs keine Potenz besäßen. Ganz im Gegenteil, die intelligenten Texte bräuchten aber dringend eine ähnlich gute musikalische Grundlage. Max Inzinger rät: Für die nächsten Aufnahmen Bill Laswell und Jo Lurie verpflichten, dann kann's was Großes geben! A. Schreck

BOSKOPS
LAUSCHGIFT
(Mülleimer Rec.)
DER DURSTIGE MANN
BIER 4 TOT
(RRR 50)) ●

Auch die Punkies werden älter, jetzt singen sie schon vom Ficken. Natürlich in echter Punk-Manier: gröhlend, stöhnend und oral. Aber das hält sie trotzdem nicht davon ab, ein paar alte Lieder gleich noch mal aufzulegen und die Textmaschine auf »Automatik« zu stellen. Boskops, wir kennen das. Plattentip: Hardcore Power Music Part 2 / Mülleimer Rec.
Au wei, oh weh, wohl doof gesoffen?.
Da reicht's kaum noch zum Lustigsein.
Die beiden durstigen Frankfurter haben nichts als Saufen im Kopp, das kann ja nich' gut geh'n. Die Texte sind idiotisch und die Musik bitterstes Zeugnis totaler Trunkenheit. Hung-Min

DAMON EDGE
THE WIND IS TALKING
(New Rose)) ●

Ende der 60er Jahre sang Greg Lake, damals bei King Crimson: »I Talk To The Wind«. Später sah ich einmal in einem Bericht über Drogenselbsthilfe, wie ein armes, altes Hippiewrack sich regenerierte, indem es zu diesem Song malte. Noch etwas später entschloß sich der Wind zu antworten, und er wählt sich Damon Edge, einstigen Anführer der Gruppe Chrome, zum Gesprächspartner.
Chrome, das ist so eine unserer Sünden, für die wir immer wieder bezahlen müssen. Als man noch glaubte, daß New Wave seinen Teil zum jahrhundertealten Projekt der Erweiterung von Hörgewohnheiten beitragen sollte, und sich an sogenannter Industrial Music erfreute, nahm man mit jedem Haufen Acid-verseuchter, stehengebliebener Hippies aus Amerika Vorlieb und feierte sie als Avantgarde.
Aber Chrome waren nicht nur das: Hin und wieder kreuzten sie Acid-Lärm mit delirantem Glam-Rock, und ihre LP »Alien Soundtracks« hatte ein wunderbar häßliches Pop-Art-Cover. Dies sind die kleinen Sachen, die zählen.
Damon Edge nöhlt sich monoton und geistig abwesend durch endlos-gleichförmige Stücke und idealistisch-quatschige Texte (»We've been here before/With a thousand years and a million souls«).

Solange Acid genommen wird, hört das 19. Jahrhundert nie auf. An ihren schönsten Stellen, und die gibt es durchaus, klingt die Platte wie ein altersweiser Alan Vega, an anderen, fast so schönen, wie der Experimentalschrott mit Pop-Bewußtsein, den Lou Reed »Metal Machine Music« nannte. Diedrich Diederichsen

THE DOTS
RETURN OF THE DOTS
(Rebel Recs./SPV) ●

Die Dots aus New York sind ausgesprochene Spätzünder. 1979 veröffentlichten sie die Single »I Don't Wanna Dance With You/Immortals« auf ihrem eigenen Label und ließen darauf zwei Jahre Sendepause folgen, bis es dann wieder eine Cassette namens »The Dotest Story Ever Told« von ihnen gab. Die Band schien unfähig, sich selbst zu vermarkten, und bei anderen Firmen gab es merkwürdigerweise kein Unterkommen. Die vier Dots gingen also auseinander. Sänger Jimmi Quidd produzierte andere Gruppen für Stiff Records, und jetzt, vier Jahre später, gibt es die Dots wieder! Was war passiert? Labelbesitzer Dimitri Hegemann hörte in New York zufällig ihre Musik und entschloß sich, die Gruppe zu reaktivieren, überzeugte sie, diesen Sampler zusammenzustellen, und ei siehe da, mit gutem Ergebnis.
Der Stil der Dots ist ungefähr das, was man in den Endsiebzigern für zwei Jahre **Power Pop** nannte, d.h. mit Volldampf, aber pfiffig. So hatte »I Don't Wanna Dance« z.B. die atemberaubende Länge von nur einer Minute dreiunddreißig Sekunden. Nicht alle Titel auf »Return To The Dots« werden so massiv gegen die Uhr gespielt, es gibt auch sehr schöne Balladen, wie z.B. das vielsagende »House Of Cards«, in dem eine Erscheinung besungen wird, die vermutlich bald jenes RANG-ZANG-ZANG-Unternehmen heimsuchen dürfte. Dieser Platte kann man jedenfalls nichts Böses nachsagen, es sei denn, die schlampige Überspielung. In den Pausen hört man dauernd andere Lieder einstrahlen, und einmal haben sie sogar den Anfang versaut, um gleich darauf wieder zurückzuspulen. Von der Länge her ist das eher eine Mini-LP, auch wenn anscheinend der Eindruck eines regulären Albums erweckt werden soll. Die Qualität der Stücke ist natürlich ausgezeichnet. Wer Jam Wire, die Headboys, Elvis Costello oder auch die temperamentvolle Seite der der Lene Lovich mag ..., aber man sollte nicht zuviel bezahlen! SPV scheint generell vor dem Problem zu stehen, daß Mini-LPs vielfach zu teuer angeboten werden.
Don Ständer

THE THREE O'CLOCK
ARRIVE WITHOUT TRAVELLING
(IRS/CBS) ●

Vier junge Amerikaner mit spanischen Namen ziehen aus allen Gitarrenrevivals ihren Nutzen, und weil das zur Zeit so viele versuchen, haben sich die Three O'Clock dazu aufgerafft, eine entscheidende Differenz einzubauen. Sie beschränken sich darauf, schnell mit der gefälschten Ware abzuhauen, und lassen das Wühlen darin sein.
In der Staubwolke, die sie bei der Flucht hinterlassen, kräuselt sich gelegentlich ein Johnny Thunders (»The Girl with the Guitar«), ein schöner, graziös-rührender und nicht von vulgären Wunden zerfurchter Johnny Thunders.
Doch die Three O'Clock wissen, daß die Erben oft besser im Umgang mit der Ware sein können, als die Begründer des Vermögens, und obwohl traditionalistisch von Natur, betten sie ihre einfachen Gitarren-Schrammelläufe in weiche poppige Songgerüste, und Michael Quercios Stimme und Mike Hedges' Produktion tun ihr übriges, um sich vom neuen American-Heimat-Stil ganz unbodenständig abzuheben. In »Arrive without Travelling« steckte eine erfrischend leichtfertige Art der Fortbewegung, die funktioniert, weil die vier Señoritos einfach die Hälfte von Hausrat und Ballast aller Art über Bord geworfen haben. Und nun sind die Hände frei, um auch schwere Köpfe zu verdrehen. Jutta Koether

XYMOX
CLAN OF XYMOX
(4AD) ●

Zu den spannendsten Abenteuern beim Plattenkauf gehört der Erwerb einer Platte von einer Band, von der man absolut nichts kennt und von deren Existenz man nicht mal wußte. Man kaufte die Platte lediglich aufgrund des guten Covers, des guten Produzenten (Ivo) und des verläßlichen Labels.
Mittlerweile kenne ich nicht nur die Platte, sondern weiß auch ein wenig mehr über die Band. Xymox kommen aus Holland (in diesem Fall kein negatives Vorzeichen), bestehen aus vier Mitgliedern und sind durch ihre Freundschaft zu Dead Can Dance zu 4AD gekommen. Die Musik pendelt irgendwo zwischen New Order und den Cocteau Twins. Mal tanzbar, mal wieder melancholisch. Typisch sind die meist recht langen Instrumental-Intros, bevor dann der Gesang einsetzt. Letzterer entspricht vom Stil her stets der vorher erzeugten Stimmung. Sieben der acht Songs werden von Ronny gesungen, leider nur einmal wird Anke ans Mikro gelassen.
Der Einsatz von viel Keyboards hinterläßt einen ziemlich bombastischen Eindruck. Wo die Cocteau Twins kleckern, klotzen die Leute von Xymox. Trotzdem wird man nicht vom Sound erschlagen, sondern findet überall einen Durchschlupf. Eine Textzeile kann durchaus als Motto dieser Platte gelten: »No words can explain, a gesture said it all«.
Herfried Henke

GUADALCANAL DIARY
WALKING IN THE SHADOW OF THE BIG MAN
(Hybrid) ●

Zweites Album einer 1981 gegründeten Band, deren Debütplatte vom »Melody Maker« unvorsichtigerweise als »brillanter Klassiker« gefeiert wurde. Gute Melodien, o.k., aber wo aus halbwegs akzeptablen »Country-Rock-Klageliedern« herdentriebige »Rettet-die-Indianer«-Stücke werden und schließlich Lagerfeuermusik, die mit vermeintlicher Südstaateninbrunst vorgetragen werden/wird, geht einem diese Band nur noch auf die Nerven.
»Kum bah yah, my Lord, kum bah yah«..., und allen Jugendherbergsmüttern dieser Welt geht die Schürze so weit auf, daß sie noch eine Runde Pfefferminztee spendieren.
Akzeptabel bleibt nur das instrumentale Titelstück: Einem aufreizenden Gitarrensolo folgt ein schwiemeligsumpfiger Part, mit dem man dann völlig lahmgelegt wird. Musik für Unermüdliche, die meinen, sie müßten auch im Halbschlaf noch ihre Sensibilität schulen. Jutta Koether

NEW MODEL ARMY
NO REST FOR THE WICKED
(EMI) ●

Die alte Tante EMI macht jetzt auch auf Neurock und verpflichtete die »New Model Army«. Beim letztjährigen »Pandora«-Festival in Rotterdam fiel die Band mit einer klassischen Gitarrenfetzer-Show, vor allem aber durch ihren eingeschworenen Fan-Club auf. Die jetzt erscheinende erste LP enthält durchweg neues Material, das sich aber kaum vom bisherigen Repertoire des Trios unterscheidet.
Ließ die unabhängig produzierte »The Price«-Maxi noch auf einen interessanten Newcomer hoffen, so heben sich die Songs des Albums nicht sonderlich aus der Rock-Masche der letzten Zeit heraus. Eine LP für Leute, die ihre Motörhead- und Nachfolger-Sammlung um ein weiteres Exemplar erweitern wollen.
Ralf Niemczyk

BAND OF OUTSIDERS
UP THE RIVER
(Flicknife Records/ Sharp 028) ●

Was zum Teufel soll das? Ivan Kral, ex-Patti Smith-Group-Mitglied, präsentiert uns als Produzent Television-Gitarren und einen Marc Jeffrey, der auf »Image« so dahinsäuselt wie unsere gute alte Patti. Nicht genug der Television-Gitarren, Marc Jeffrey hat wohl auch sonst zuviel Tom Verlaine gehört. Auf den übrigen Stücken singt er ihm zum Verwechseln ähnlich. Aber der dicke Brocken kommt erst noch. Velvet Underground und andere Gruppen dieser Ära bleiben auch nicht verschont. End-60er Gitarren-Verzerrer-Lärm in Liveatmosphäre auf 4-Spur. Angesichts dieser Merkmale fragt man doch nach der Existenzberechtigung einer solchen Platte/Gruppe. Die Reinkarnation alter Stile wird es zwar immer wieder geben und weiter gute Gruppen hervorbringen, die es verstehen, damit umzugehen, aber in diesem Fall ist es wohl besser, sich gleich die tollen Alben von Television, Tom Verlaine und Velvet Underground zu kaufen.
Markus Bodschard

NOTORIOUS

Captain Ehmann präsentiert Singles auf dem Weg zum Wahnsinn:

Jazzateers: Pre Sing On (Stamp)
Wer jetzt an eine Fortsetzung ihres genialen Debütalbums denkt, muß eine herbe Enttäuschung hinnehmen. Recht wenig ist von der ursprünglichen Kraft und Ausstrahlung ihres undergroundschen Gitarrensounds übrig geblieben. Statt dessen versuchen sie, den Hörer mit leichter, dahinplätschernder Muse zu verwöhnen. Ein Strukturwandel, der ihnen nicht bekommt, zumal Durutti Column/ Vini Reily diesen Stil seit eh und je überzeugender an den Mann bringen.
Life Ahead Corporation: The Rich Man's Burden (Trust)
Alles, was diese Band noch mit den Barracudas verbindet, sind die Namen Jeremy Gluck und Jim Dickson. Der Funken will nicht überspringen, zwar bemühen sie sich, durch den Einsatz von Percussion, Sax und einer Backing-Vocalistin musikalische Abwechslung zu erzeugen, doch auch sie vermögen nicht darüber hinwegzutäuschen, daß es der Band ganz einfach an Ideen fehlt. Schade!
Lost Loved Ones: Celebrate (Epic)
Wer The Alarm als Clash für Arme bezeichnet, der müßte gerechtermaßen hierzu Clash für Sozialhilfeempfänger schreiben. Weder das eine noch das andere hat meiner Meinung nach seine Berechtigung. Die dritte Maxi der L.L.O. erweist sich als ein löblicher Versuch, aufopfernde Textpredigten mit ohrwurmenden Melodien zu vereinen. „4U I Would Die 4U", nein gewiß nicht für euch, aber warten wir es ab, vielleicht kaufe ich mir nach ihrem hierauf angekündigten „Forthcoming Album" einen Sarg.
Western Promise: Justice (Midnight Music)
Auch sie versuchen mit Traumvorstellungen einer besseren Welt, den Hörer zum Kauf zu bekehren. Zwar klingt das alles recht nett und flott, doch ohne nennenswerten Substanzgehalt und exemplarisch für die Orientierungslosigkeit vieler anderer Artgenossen.
The Bushmen: Sweat It Out (Upright)
Zweifelsohne die Überraschung des Monats. Eine Gruppe, die es wert ist, gehört und beobachtet zu werden. Treibende Rhythmik, funky Baß à la Gang Of Four, hier etwas Soul und da etwas Jazz. Außerordentlich frisch und spritzig sind ihre Songs ohnehin, darüber hinaus brillieren sie mit einem dezent-gehaltenen Dance-Groove, der nicht in hämmernde Eintönigkeit ausartet, sondern Abwechslung, wie man sie sich wünscht, enthält. Der Vollständigkeit halber sollte noch erwähnt werden, daß kein Geringerer als Youth seine Fingerchen beim Abmischen im Spiel hatte.
Informatics: Accident In Paradise (Last Chance)
The Triffids: Field Of Glass (Hot)
Melting Skyscrapers: Strange Device (Waterfront)
Dreimal Australien von seiner besten Seite. Act One: Electronic. Endlich ist Informatics legendäre Debütsingle als deutsche Maxi-Lizenzpressung erhältlich. Ausgesprochen liebevoll manövrieren sie Rhythmusmaschine und Synthie in eine Zeit, wo jene Aggregate auf der Instrumenten-Verliererskala stehen. Obgleich die Aufnahmen hier aus dem Jahre 81 stammen, haben sie an Reiz und Eleganz nichts eingebüßt – wohl auch deshalb, weil sie sich nie einem Trend verpflichtet haben. Ein Klassiker, der für beste Tanzlaune auf dem Neonparkett sorgt.
Act Two: Guitarrock. Die Triffids beglücken uns mit drei Songs, aufgenommen in einer John Peel Session. Musik, die primär von der Spontaneität und den glänzenden Einfällen der Musiker lebt. Sie wirken live ergreifend, erschüttern uns ein ums andere Mal mit den 536 Titelsongsekunden, lassen kompositorische Feinfühligkeit in jeder Rille nach außen dringen ... und sind irgendwo genial.
Act Three: Psychedelic-Rock. Zwei Minuten Melancholie und Beharrlichkeit, bevor die A-Seite ein furioses Gitarrengefallen beginnt. Die B-Seite dagegen kann man sich schenken. Der Text ist nicht länger als ein Satz, die Melodie repetitiv, und der Einfall, mit Kirchenorgel anzufangen und mit Kirchenglocken aufzuhören, ist ein unorigineller Lückenfüller.



The Playn Jayn: Juliette (A & M)
Eine gesunde Portion Rhythm'n' Beat war es, worauf wir alle gewartet haben, und jetzt knabbern wir alle daran. Was für ein Hochgenuß, feststellen zu können, daß es neben den Fleshtones noch weitere Glücksbringer auf Erden gibt!
Plan 9 & Brian T.: Hideaway (Midnight Records)
Da hat diese Gruppe in Eric Stumpo einen Sänger von begnadeter Natur und läßt nun einen ausdrucksschwachen – wohl Freund der Band – Brian T. ins Mikro hauchen. Die beste amerikanische Psychedelicband befindet sich auf Irrfahrten und gefährdet ihren Bonus. Lediglich „Echoing Sunshine" zeigt meisterhafte Klasse.
Ralph Nielsen & The Chancellors: Scream! (Crypt)
Surf, Rock'n'Roll, Mono, 1959, kreischende Teenies und eine mit Originalknistern versehrte Nachpressung. Der Partyspaß schlechthin.



INDEPENDENT
TAPES + RECORDS

tapes aus england:
THE CLEANERS FROM VENUS sixties/psychodelic/pop 4 versch.tapes
EDEN/IMAGO/ARTISTIC CONTROL/WEB-CORE progressive synthpop je7.5o
VOODOO BASTARD/GTOG experiments/exzessive/kult je 7.-
vinyl single 5.-
COLLAGE intern. tapeserie: edition I-III C60 je 6.-

gesamtliste anfordern bei: JAR
beerenstr 24 1000berlin 37

The Rock'n'Roll Connection

TIKAL MUSIC

Patric M. Meiser
02 11/7 33 75 41

DisCover
the Records

Bochum ☎ 0234-65533
Bleichstr. 8 a

NEUE POPMUSIK · AVANTGARDE · SOUL · REGGAE · BLACK MUSIK · ROCKA PSYCHO BILLY · VIDEO · ZEITSCHRIFTEN · UVM...

Vengo
Detmold Meierstr. 11
05231-29446

the Soul
in-crowd cologne!
your last chance to
— dance —
4 AUG. · KÖLN
club salznuss
im ferkulum/20[oo]

NEU
SCOPE
UNSERE NEUE ADRESSE:
HOHENZOLLERNRING 38/40
ECKE PALMSTRASSE
5000 KÖLN 1
TEL. 0221/212090
DER ANKAUF VON LP'S, MAXIS U. CD'S GEHT WEITER!
Na und? hin!

Desperately seeking Petra.
Sah Dich im Kino.
Ruf doch mal an.
Der Fotograf

EXPANDED MEDIA EDITIONS
GASOLIN 23
Thema der Nr. 8: Reisen
Preis: DM 9,80 · incl. postage
Niemand weiß so recht, wo die Fahrt enden wird. Graue Steine & braune Lagunen; ein verlassener Sender, dem die Worte ausgegangen sind. Rückzug aus menschlichen Gefilden, irgendeine unangenehme Substanz hat vor langer Zeit die Städte zerstört...
POCIAO'S BOOKS
Postfach 19 01 36 · D-53 Bonn 1
☎ 02 28 / 22 95 83

Für unsere Tattoo-Show im Oktober suchen wir alles über Tätowieren, Tätowierte und Tätowierer!
235
Tel. 02 21/52 38 28

irie records
kreuzstrasse 38
4400 münster
west germany
tel. 0251 - 44012

REGGAE ALBUMS, DISCOS, SINGLES VOM SPEZIAL-VERSAND. JAMAICA-, USA- UND ENGLAND- IMPORTS, AKTUELLE NEW RELEASES & RARIES VON BOB MARLEY, PABLO MOSES, BUNNY WAILER, YELLOWMAN, I-ROY, AUGUSTUS PABLO, EEK-A-MOUSE, ETC.

EINE ECHT EINZIGARTIGE AUSWAHL FÜR JEDEN ROOTS-REGGAE-ROCKER

VERSANDKATALOG ANFORDERN VON irie records, DEM REGGAE-SPEZIAL-VERSAND.

SOUNDCHECK

Versand möglich!

Detmold — Meierstr. 21
0 52 31 — 2 16 18

Ankauf größerer Mengen zu Spitzenpreisen
Abholung in gesamter BRD!

Schallplatten zentrale
Ankauf Verkauf
Nur 15 - 18.30 Uhr Mo.-Fr.
Tel. 089 - 26 65 00
Pestalozzistr. 4
8000 München 5

JAZZ
in großer Auswahl!

klistier

Laden für unabhängige Musik

6000 Frankfurt 90
Mühlgasse 26
Telefon (0 69) 7 07 29 85

60's
GARAGE
NEW PSYCHEDELIA

·sinderella·plattenversand
blomberger str.330
4930 detmold
05231-29456

Liste gegen 0,80 DM anfordern!!

FREUNDE DER NACHT
CHIM CHIM CHEREE!
DIE FISCHE
TOMMI STUMPFF
SIEBENGESCHNETZ

bucht man bei:
no time music
ar/gee gleim
heinrichstr. 87
4 düsseldorf 1
tel. (02 11) 62 50 06

Die LP:
glas GLOCKEN haus
NEU.
NORBERT R. LENZ
PIANO SOLO
LPS/MCS
(09 11) 55 66 01

Tivoli
Kassel — Am Rathaus

»See you there, with or without flowers in your hair.«

Pop · Trash · Country · Psychedelia · Jazz · Extremes
LPs · Musikvideos · CDs
internationale Musikzeitschriften ·
MCs · Maxis

ELA-*Clothes*

American Second Hand

DÜSSELDORF
Luisenstr. 116
38 33 68

ZARDOZ

Katalog gegen DM 1,20 bei:
ZARDOZ INDEPENDENTS
Wiesenstr. 42 · 2000 Hamburg 20

HARDCORE · NEW WAVE · SIXTIES
PSYCHO · AVANTGARDE · INDUSTRIAL
BOOKS + T-SHIRTS

NEU

4800 Bielefeld
Helmholtzstr. 26
Tel.: 0521/63075

Musik im Rhythmus der Zeit
Lorenzo Tonträger
Importe · Cassetten · Avantgarde
Punk · Reggae · alle Independents
Mail-Order-Liste anfordern
geöffnet Mo.-Fr. 15.00-18.30 Sam. 11.00-14.00

DER LORENZO TONTRÄGER VERSAND

MECANO - Autoportrait	19.90
MECANO - Retitled	20.90
JANE BOND - Politically Correct	17.90
ART ZOYD - Musique pour l'odyssee	20.90
(5 weitere Art Zoyd LPs lieferbar)	
UNIVERS ZERO - Uzed	19.90
TUXEDOMOON - Time To Loose	11.90
TUXEDOMOON - Holy Wars	17.90
MINIMAL COMPACT - Deadly Weapons	19.90
DIE TÖDLICHE DORIS - Naturkatastrophen (limit. Auflage 1000 Stück)	32.—
THE HOMOSEXUALS RECORD	21.90
LA VIE EN ROSE - New Rose Comp.	25.90
SKELETON CREW - Learn To Talk	19.90
CHRISTIAN DEATH - Only Theatre Of Pain	19.90
SONIC YOUTH - Bad Moon Rising (mit Lydia Lunch)	19.90

Bei uns bekommt Ihr alle lieferbaren Independents

Den LORENZO GESAMTKATALOG gibt es für 80 Pf in Briefmarken, Neuheitenliste gibt's kostenlos in's Haus.

MINDESTBESTELLWERT: 50 DM
Bei Bestellung bitte Telefonnummer angeben.

Das DM 66,– Original

GUTER ABZUG
FOTOS
FANZINES
TEXTE
FLEXI-DISC
POSTER

ar/gee gleim; heinrichstr. 87, 4000 Düsseldorf 1 Tel. (02 11) 62 50 06

Die Kleinanzeige für Independent-Labels, Cassetten-Labels, Plattenläden, Studios, Versender, Boutiquen, Musiker und Macher, Raritäten und alle, die etwas verkaufen oder kaufen wollen.

Die Annonce ist 34 mm breit und 50 mm hoch und kostet DM 50,— incl. 14% MwSt. (netto DM 43,86). Die Annoncen werden auf 1—3 Seiten im LP-Teil zusammengefaßt, damit sie gut zu sehen sind.

Ihr könnt die Annonce selbst gestalten oder Ihr schickt einfach ein Manuskript mit maximal 12 Zeilen zu 20 Anschlägen zusammen mit einem Scheck über DM 50,— (oder Überweisung auf Konto: SPEX, Postgiro Köln Nr. 34 097-500); also Vorlage und Geld an SPEX Verlag, Abt. Annonce.

50,-

Einstürzende Neubauten
Neue LP!
Die 4. Auflage Mit Gratis-Single ab 19. 8. im Handel
FS14 im EfA-Vertrieb.

THOMAS LEER
SCALE OF TEN
(Arista) ●

Die Plattenfirma, die nicht einmal die Unkosten dieser LP einfahren kann, hat im Laufe der Jahre das zweifelhafte Talent entwickelt, ambitionierte Sänger zu verpflichten, die auf dem schmalen Grat zwischen Kunst und Kommerz wandern und regelmäßig in die Felsspalte fallen. Multientertainer wie Nick Heyward und Thomas Leer sind modische Vorbilder, schreiben entzückende Melodien und scheitern an der Schubladenseuche. In einer Zeit, da der Begriff »Pop« ausgeleiert ist und dennoch exakte Beschreibungen gesucht werden, leiden die Jung-Sinatras an hochprozentiger Inflation. Gelang es Haircut Nick noch, den einen oder anderen Top-forty-Hit zu schreiben, muß sich Thomas Leer das Quo Vadis stellen. Nachdem die beiden Singles »International« und »Heartbeat« durchaus gehobenen Ansprüchen genügten, ging Leer mit dem jüngsten Produkt »No. 1« seichtere Pfade, ohne allerdings peinlich zu werden, Herr Diederichsen. Der erhoffte Durchbruch blieb wiederum aus. Keiner weiß warum.
Mit »Scale Of Ten« wird Mr. Leer wohl nur jene erreichen, wie mich, die kein Geld für die Singles ausgeben wollten und auf eine Compilation gewartet haben. Das Album beinhaltet keine Hochsprungweltrekorde und riecht auch nicht vermodert. Wer auf das eine verzichten kann und dem anderen verbunden ist, kann sich ein Tape mit in den Garten nehmen und sorglos entspannen. A. Schreck

FANTASTIC SOMETHING
FANTASTIC SOMETHING
(Blanco Y Negro/WEA) ●

Neues aus dem Hause Blanco Y Negro: Das Debütalbum von Alex und Constantine Veis alias Fantastic Something.
Das Brüderpaar aus Griechenland (auch noch mit Klischeevornamen) trat zuerst 1983 mit der wunderschönen Cherry Red-Single »If She Doesn't Smile (It'll Rain)« auf den Plan.
Wer das brillante Video zu »Pillows & Prayers« kennt, erinnert sich vielleicht an zwei junge Männer mit halblangem schwarzem Haar, die mit einem Sechziger-MG-Cabriolet über die Landstraßen der idyllischen Grafschaft Kent eine Autowerkstätte ansteuern.
Die griechischen Erben von Simon & Garfunkel im drögen England. Fantastic Something haben für ihre erste LP zwei Jahre Zeit gehabt. Freunde des Akustik-Gitarren-Pop kommen vollends auf ihre Kosten: gute Melodien, übertroffen von hervorragenden Arrangements, die zuweilen an Elvis Costello & The Attractions letzte Werke erinnern, kombiniert mit fast jugendlichen Simon & Garfunkel-Stimmen, sauber und unbescholten. Fantastic Something sind eine liebliche, eskapistisch veranlagte Ausgabe von Pale Fountains, Aztec Camera ohne Boy Wonder, Everything But The Girl minus Melancholie. In England wird man sich wieder wegen der Texte aufregen. Engel, Malstuben, weiße Täler, Häuser am Hafen und Gartenstadt: Middle-Class-Phantasien für Studenten, die zuviel Cherry-Red-Platten gehört haben. Erfreulicherweise zählen hierzulande noch andere Maßstäbe.

Thomas Zimmermann

ALEXANDER O'NEIL
(Tabu) ●

Unter den denkbar günstigsten Voraussetzungen startet Alexander O'Neal seine Karriere, die ihn als Soul Man der nahen Zukunft ausweist. Unter der Regie des nahezu unfehlbaren Flyte Tyme Teams, also Jimmy Jam, Terry Lewis und Monte Moir, deren Reputation durch diverse SOS-Band-, Change-, Thelma-Houston-Produktionen unumstritten ist, legt O'Neal eine stilvoll-ausgewogene LP vor, deren Qualitäten in der nahtlosen Einheit von tief soulvollen Vocals und ultramodernen Sound- und Arrangementkniffen aus dem Hause Jam/Lewis liegen. Fast die komplette A-Seite wird durch ein Potpourri aus behäbig, aber stetig voranschreitenden Balladen geprägt, die ideale Kulisse für wohltemperierte Stimmlagen zwischen Erfahrung und Leidenschaft. Brisant dann der Einstieg auf die Seite 2. »Innocent« ist die knapp 11-minütige Time/Prince-Reminiszenz, hochenergetische Tanzware, deren hypnotisches Synthi-Thema sich spiralenförmig zu steigern scheint. »What's Missing« liegt auf ähnlichem Level, ist nur um ein vielfaches differenzierter strukturiert, doch eine unbezwingbare Hookline, kompetent führende Moog-Bässe und ein gewohnt quirliges Drum-Programm halten das Ding auf dem Boden, unweigerlich das Highlight des Sets, nur zu vergleichen mit T. Houstons »You Used To Hold Me«-Monster.

J. Michael Schmitt

LIPSTICK KILLERS
MESMERIZER
(Closer) ●

Nein, auch wenn die Band den Namen einer bei ROIR erschienenen Cassette der New York Dolls trägt: Hier haben wir es nicht mit weiteren Musikern zu tun, die am liebsten als Thunders, Johansen & Co. auf die Welt gekommen wären. Die Lipstick Killers dürften eher die fortschrittliche Fraktion der »Glitterhouse«-Leserschaft zufriedenstellen. Der fünften Ausgabe dieses wirklich empfehlenswerten Fanzines sind dann auch einige Informationen über die Band zu entnehmen. Sie stammt aus Brisbane/Australien und spielte einst unter dem Namen Psycho Surgeons konventionellen Punk. Mit der Umbenennung erfolgte ein, allerdings nicht allzu dramatischer, Stilwechsel, von dem nach einer Single jetzt auch eine LP Zeugnis ablegt. »Mesmerizer« ist ein überzeugendes Argument gegen einen derzeit wieder einmal weitverbreiteten Hang zur Perfektion. Die Gruppe frönt dagegen dem meist schnellen, ungehobelten Garagen-Rock. Die Begeisterung des »Glitterhouse«-Schreibers, bei dem die Single »Hindu Gods Of Love« Herzschwitzen und Magenbluten auslöste, wird da verständlich. Leider könnte diese Platte das letzte Lebenszeichen der Lipstick Killers sein, denn sie wurde bereits im November 1981 in irgendeinem Club in Los Angeles unter der Regie des ehemaligen Flesheaters-Sängers Chris D. aufgenommen. Gut möglich also, daß die Musiker inzwischen geregelten Tätigkeiten nachgehen oder in zur ewigen Obskurität verdammten Bands untergetaucht sind. »Mesmerizer« bietet daher eine Chance, sie kennenzulernen, die man sich nicht entgehen lassen sollte. Alf Burchardt

THE BAND OF BLACKY RANCHETTE
(New Rose) ●

Während sich bei Rank and File oder Jason and the Scorchers das wirkliche Leben in Amerika abspielt, haben diese Jungs ihren Aktionsradius auf den nächsten Saloon beschränkt und C&W so nebenbei um die Ausdrucksform des Grölens bereichert. Von der Theke aus scheinen sie ihr ganzes Handeln zu koordinieren — so schief und schräg machts ihnen keiner nach, so befremdlich schön wie in »Play An Old Guitar« kommt Country & Barroom nur selten. Die Melodien bleiben dabei etwas auf der Strecke, was Ihr verstehen müßt, denn die Herren Howe Gelb, Jacob Martinez, Tom Larkins und Rainer (?) haben ja schon gut einen gebechert: und da kommts auf die Feinheiten nicht mehr so an. Richtig nett wird es, wenn die Gitarren ordentlich jaulen, das Piano unbekümmert daherplinkert und die Dobro mächtig in den Vordergrund gemischt ist.
Schwieriger sind die Gospel-Folk-Momente, die dir ähnliche »Steherqualitäten« abverlangen dürften wie Chris D./Divine Horseman. Ja, manchmal hat's auch was von Dylans »Rainy Day Women 12 & 35« plus »auuuuh-Schluchzen plus Selbstverarschung.
Müßte ich es auf einen Satz bringen: Irgendwo auf weiter Flur zwischen Tonio K., Chris D. und den Stones auf »Exile On Main Street«. Kein Muß für den Neu-Country-aner — aber momentan originell. Bleibend sind ja bekanntlich nur die guten Melodien, die großen Songs.

Frank Sawatzki

SLENG TENG
REGGAE-MAXIS

Reggae ist nicht tot. Er riecht auch nicht komisch. Informiere dich bei »Rodigan's Rockers« im BFBS über das, was läuft. Solltest du einen außergewöhnlich gut sortierten Importhändler frequentieren oder in nächster Zeit gar vom Schicksal nach England verschlagen werden, greife ruhig auf die im folgenden besprochenen Platten zurück, du erhältst Musik, deren Bewertungsspektrum von »lustig« bis »exquisit« reicht.



Lustig erscheint auf den ersten Blick, wie der Synthi die Reggae-Musik(er) beeinflußt. Sleng Teng ist das neue Deng. Der SlengTeng-Rhythmus ist nichts weiter als eine pausenlos wiederholte Synthiesequenz (plus Rhythmusmaschine). Dazu noch melodischer Sing-Sang des jeweiligen Sängers. Das Ganze kommt unheimlich gut an: Sobald auf dem Londoner Sunsplash-Festival dieser Rhythmus ertönte, begannen die Leute wie wild zu tanzen. Da sich dieser immer gleiche Rhythmus aber sehr schnell abnutzt, reicht eigentlich **eine** SlengTeng-Platte völlig aus. Ein Tip wäre der **»Sleng Teng Mix Down Remix«** von **Wayne Smith** mit **»Cry For Me«** von **Pad Anthony** auf der Rückseite (Greensleeves). Die Instrumentalfassungen hören sich übrigens an, als ob sie in einer Spielhölle aufgenommen wurden
Hypnotisch, durch einen ebenfalls ständig wiederholten Synthi- und Baßlauf, wirkt **Horace Andy's »Elementary«** (Rhythm/Rough Trade). Drumherum — neben Horaces eindrucksvoller Stimme — nur ganz dezente Echoeffekte. Eine Monotonie, der man sich nur schwer entziehen kann.
Rein synthetisch produzierten **Sly & Robbie »Mr. Consular«** von **Home T-4** (Mango/Island). Yellowman gibt auf diesem todsicheren Diskothekentip ein kurzes Gastspiel, und die Drummachine fliegt einem um die Ohren Wenn du noch Hunger auf Tanzmusik hast und dir Go-Go zum Hals raushängt, wird er von **»Mr. Consular«** gestillt, auch wenn auf der Rückseite Ibiza-Disco-Reggae dudelt. Auch **Paul Blake & The Bloodfire Posse** verwenden auf **»Every Posse Get Flat«** (Real Authentic Sound/Jet Star) synthetisches Klatschen und den Synthi, aber sehr ökonomisch und — hoho! Ihr hättet beim »Sunsplash« all die Tänzerinnen im Publikum bei ihren Versuchen sehen sollen, mit dem Oberkörper möglichst tief (also: flat) zu kommen. Mir ging nach einmaligem Hören allein die Titelzeile »Get flat — every posse get flat« nicht mehr aus dem Kopf. Folge: Kauf der Platte, zumal auf der Rückseite eine fast zehnminütige superbe Fassung des »Pink Panther«-Themas ist. **Coooool & deadly!**
Nach diesem Killer auf zum nächsten: **Horseman** zeigt auf seinem **»Horsemove«** (Raiders/Jet Star) einiges: nämlich, daß er zur Zeit so ziemlich das schnellste Mundwerk Jamaikas oder Englands oder der Welt (?) besitzt und daß »Bonanza« (jawohl, die Cartwrights) auch auf der Insel ein Begriff ist. Wer nur einen Funken Humor in sich spürt, ist verpflichtet, diese Platte zu kaufen
Sehr melodisch-swingend, bedächtig und Roots-betont geht's auf **»Sixteen Lover«** von **Frankie Paul** zu, der uns abermals (und immer wieder) zeigt, daß auch Reggae Soul haben kann: An der Rückseite (»Through Mi Young« von **Thriller**) ist lediglich der Dub-Teil von Interesse. (Ranking Joe Universal/Jet Star).
Gewonnen hat die nächste Maxi, **»Let Off Supm«** (= Something) (Greensleeves), schon allein durch die Besetzung: Es singen die großen **Gregory Isaacs** und **Dennis Brown,** backed by **Sly & Robbie.** An dieser Platte stimmt **alles,** und wann hat man schon mal die Gelegenheit, **zwei** der besten Sänger auf **einer** (Maxi-) Single zusammen zu hören?!? In die Kategorie der **großen** Sänger gehört natürlich auch **Ijahman,** einer der einfühlsamsten und gefühlvollsten Sänger, die ich kenne. **»Ancient Lover«** war zwar schon auf seiner vorletzten LP, aber die Maxi sollte haben, wer in den Erwerb des schönsten Love-Songs dieses Jahres kommen will: **»I do«,** ein Duett **Ijahmans** mit seiner Ehefrau **Madge.** Der Reiz liegt zum einen in der einschmeichelnden Melodie und zum andern im Kontrast der weichen Stimme **Ijahmans** zu der eher etwas herben Stimme von Madge. Der langgezogene Instrumentalteil gibt dir Zeit genug, deiner Freundin die magischen Worte selbst vorzusingen: »I do/I want to be with you/ Honestly/I promise to love you/I do«. In diesem Sinne — ENDE. Brecht Brozio

THE VANDALS
WHEN IN ROME DO AS THE VANDALS
(National Trust) ●

Go West — Let's open our eyes — Join the Vandals! Die vier häßlichsten Gewalttäter der amerikanischen Westküste heißen Stevo, Nils Ackermann, Chalmar Lumary und Joe Escalante — kurz The Vandals. Nachdem das Quartett einmal sein gesamtes — allerdings zahlenmäßig unterlegenes — Publikum verprügelte, wurden die dortigen Punk-Vermarkter aufmerksam. Ohne etwas dafür zu können, hatten die Vandals einen Plattenvertrag und veröffentlichten 1983 das Album »Peace«. Im direkten Hörvergleich wird Jeffrey Lee Pierce zum Grand Prix-Anwärter. Um ihre Härte zu demonstrieren, haben die Vandals auf der Bühne Benzin getrunken! Das nenne ich Kult, Herr Morley.
Die zweite Vandals-LP ist wesentlich kommerzieller. Es gibt regelrecht orthodoxe Akkordfolgen, klassische Punk-Melodien in der Ein-Minuten-Sequenz und blut/bierrünstigste Slogans. Trotzdem, die Vandals werden noch lange brauchen, um so zugänglich wie z.B. die Violent Femmes oder die Pontiac Brothers zu sein. Sie sind kein Geheimtip, keine Offenbarung, keine Sensation, keine Revolution und auch keine Innovation, aber gut sind sie doch.

Alexander Schreck

THE SNAKES OF SHAKE
SOUTHERN CROSS
(Tense But Confident) ●

Wenn man eine Platte in die Hände bekommt, die in Schottland aufgenommen ist von den nur allzu bekannten Jungs von nebenan, und zwar mit vielen Guitars und Vocals, dann blinkt eigentlich sofort ein großes rotes Warnlicht auf.
Dem halten die S.o.S. zunächst mal ein kühnes Cover in Altrosa, Schwarz und Giftgrün entgegen, auf dem R.W. Fassbinder mit geschulterter Hydra abgebildet ist. Huuh! Auf der Rückseite, als programmatischer Untertitel: »Love Pride Prejudice«. Aah!
Dies ist das Fundament, auf und um das Seori Burnette, Sänger und Gehirn der Gruppe, eine Oper konstruiert hat. Handlung? Na ja, die Liebe, und warum es alles so schwierig ist.
Und es gibt ein Klavier und eine Slide Guitar, und es ist ein Georgel und Gesinge, daß es das Herz erwärmt. Aber erst die Stimme des Seori B. gibt dem Ganzen wahre Größe. (Sie bringt's tatsächlich fertig, an die »Triangle« der Beau-Brummels und an Tim Buckley gleichzeitig zu erinnern.) Diese Stimme kennt nicht die Wertungen Peinlichkeit, Kitsch; kein Platz dafür in der Welt des Seori B., genausowenig wie bei Fassbinder, denn es ist die Welt der großen Gefühle, der großen Gesten. Ja.
Und deswegen ist diese Platte nichts für euch, die ihr euch im lauen Mittelmaß der Wellers oder Morrisseys wohlfühlt. Ulrich Klammt

ne und nicht zu bremsender Energie das Volk aufmischen. Dennoch eignet sich vorliegendes Album sicherlich bestens zur Beschallung diverser alkoholgeprägter Festivitäten, auf denen sich die Anforderungen an den Soundtrack auf »simple fun« reduzieren. Womit alles gesagt wäre.

J. Michael Schmitt

JOOLZ
SAME
(Abstract)
THE MEMBRANES
GIFT OF LIFE
(Creation)
BLUE IN HEAVEN
ALL THE GOD'S MEN
(Island) ●

Joolz ist ein femininer Einmannbetrieb. Madame machen ausgesprochen distinguierte Musik, weil vielseitig verwendbar. Mystischer Klagegesang, klare Melodien und straffe Arrangements. Die Platte stellen sich arbeitslose Kunstlehrer ins Regal und trotzdem paßt sie noch in jede aufgeräumte Bauernstube des mittleren Ostens.
Bei den Membranes bürgt alleine schon das Label für Qualität. Zügiger Pop'n'Roll, da muß man aufpassen, daß man dranbleibt. Vergleiche zu The Loft und den anderen Creation-Lieblingen reichen als Beschreibung. Für ein Debüt hat dieses Album erstaunlich viele Schokoladenseiten. Obwohl schon einige Samplerbeiträge gefallen konnten, war das in dieser Art nicht zu erwarten. Die Aktion Sorgenkinder bedankt sich für diese Spende. Um Blue In Heaven wurde zuletzt ziemlich viel Wirbel gemacht. Ein ganzes Heer renommierter Musiker und Produzenten wurde verpflichtet, um mit »All The God's Men« den fälligen Elfmeter zu verwandeln. Um in der Metapher zu bleiben, kann man hier allenfalls von einem Pfostentreffer reden. Bei 19jährigen Jungstudenten hätte man sich gefreut über dieses Debüt. Bei einer mittelmäßigen Kalkulation läßt sich der fade Beigeschmack nicht verdrängen. Ohne Zweifel, Potential und Talent etc. sind vorhanden. Vielleicht einmal Herrn Horn ansprechen, meine Herren, dann ist wenigstens die Rente gesichert.

A. Schreck

THE UNTOUCHABLES
WILD CHILD
(Stiff) ●

Die britische Einflußnahme auf den US-Popmarkt treibt sonderbare Blüten! Ausgerechnet im sonnengetränkten Mekka gestählter Strandjungs und ihrer Spielzeuge entstand die amerikanische Version des ehemals typisch britischen 2-Tone-Gemischs. Bands wie die Untouchables servieren eine regenerierte Mixtur aus flotten Rhythmen meist karibischen Ursprungs, schwarzem R&B-Feeling und der unvermeidlichen Portion durchtriebenen Humors, als das bekannte Rezept. Neu und erfrischend ist der kräftige Souleinschlag, der so dafür sorgt, daß die Untouchables-Melange nicht vollends in Unverbindlichkeit mündet. Natürlich kommt auf Platte nur ein geringer Bruchteil der eigentlichen Qualität der Combo rüber, live können sie aus dem Vollen schöpfen und mit unbändiger Spiellau-

ORCHESTRAL MANOEUVRES IN THE DARK
CRUSH
(Virgin) ●

The lights are going out.
Letzte Chance für O.M.D. — letzte Chance vertan. 1981, nach der Wiederveröffentlichung ihrer LP »Architecture & Morality«, hätten Paul Humphreys und Andrew McCluskey, die beiden vermeintlichen Bankkaufmänner hinter den Synthies, den Absprung wagen müssen, ihr Projekt einsargen und sich anderen Tätigkeiten zuwenden sollen. Denn die darauffolgenden Vinylauswürfe waren nur noch mit belanglosen Soundspielereien und Kinderliedchen gespickt, und was die neue LP betrifft: Rien ne va plus. »So In Love«, die sogenannte Hitauskopplung, ist ein erneuter Aufguß von »Talking Loud And Clear«, womit bereits letztes Jahr unsere Ohren belästigt wurden, und kann selbst BRAVO-Waver und Depeche Mode-Fanclubvorsitzende nicht mehr davon überzeugen, derartigen orchestralen Manövern auch weiterhin ein Ohr zu leihen. Vom Rest der Platte ganz zu schweigen. Liebe macht ergo nicht nur blind, sondern auch taub. 1986 hört man Xymox, und wenn's denn sein muß, die neue New Order. Eine Träne für »Enola Gay« und eine für »Electricity«.

Frank Lähnemann

DEL AMITRI
DEL AMITRI
(Chrysalis/Ariola) ●

»A new brand of music«. So wurde beispielsweise die Debüt-LP von Justin Currie, Iain Harvie, Bryan Tolland und Paul Tyagi aus Glasgow, die sich »Del Amitri« nennen, propagiert. Oder: »Das Beste seit den Smiths«. Was natürlich nichts zu sagen hat. Nun werden hochgesteckte Erwartungen höchst selten einmal erfüllt, und ebenso verhält es sich hier.
Sicherlich sind Del Amitri besser als so manche derzeitige Schrammelkapelle, die verzweifelt auf den Zug der Gitarrenwelle aufspringen will, aber mehr als »Durchschnitt« kann man ihnen auch nicht attestieren. Dazu sind sie ein ums andere Mal viel zu verspielt, und immer wenn man glaubt, jetzt müsse aber die Post abgehen, klingt es gleich wieder so labberig wie ein feuchtgewordenes Knäckebrot. Obendrein gehört die theatralische Stimme von Frontmann Justin Currie doch eher in die Bombastwelt von Saga und Marillion denn ins Terrain von Aztec Camera und Prefab Sprout. Nein, laß Dir die raren Sonnentage nicht durch Del Amitri im Walkman versauen. Schwöre lieber dem Cordon Bleu ab und harre der weiteren Botschaften des Morrissey. Trotz allem.

Frank Lähnemann

THE BOLSHOI
GIANTS
(Beggars Banquet) ●

Alles Programm. Für die Next-years-band, eine solche Gruppe schaut sich jedes Label zwecks bevorzugter Investition aus, erfand Mark E. Smith den Namen. Wahrlich unvergänglich, einprägsam, dazu stilvoll. Neben The Eighth Wonder bestimmte Paul Morley die Bolschewiken zum hoffnungsvollsten Newcomer '85 und bedauerte, daß die Gruppe nicht zu ZTT passen würde ...
Mit »Sob Story« fielen The Bolshoi erstmalig in diesem Frühjahr auf. Bewegter Beat mit einem Refrain, der so schwer zu fassen ist wie der eigene Schatten. Das macht die Sache reizvoll. Die Produktionshilfen einiger Fall-Musiker wirken sich nicht gerade nachteilig aus. Dadurch erlangt die Band schon sehr früh ein eigenes Gesicht, eine Freundschaft ohne doppelten Boden. Daß diese Mini-LP noch zu keinem vollwertigen Album ausgebaut wurde, ist insofern erstaunlich, als daß die Konzerte manchmal Springsteen-Ausmaße annehmen und eigentlich genug Material existiert. Die Version von Jam's »Going Underground« ist so gelungen, daß bei einer Pressung Paul Weller sicher ohne Umschweife alle Tantiemen auf die Bolshoi umschreiben würde. Um Mißverständnisse zu vermeiden: Diese Platte ist risikolos gut, und die Band wird keinem Kult zu Gnaden fallen. Für Leute, denen die Fall zu hart und die Smiths zu soft sind.

A. Schreck

THE ICICLE WORKS
THE SMALL PRICE OF A BYCICLE
(Beggars Banquet) ●

Für eine Gitarrengruppe ist es nur zu verständlich, wenn sie über freie Vögel und die Farben der Liebe philosophiert. Doch irgendwann muß jeder mal erwachsen werden. Schwarz oder Weiß, das ist egal, nur erkennen muß man die Farbe können. Im vergangenen Jahr hatten The Icicle Works den Bonus des Neulings. Man ließ sie gewähren, trotz diverser Unzulänglichkeiten. Die Schmitzens, Roddy Frame und andere Abräumer haben sich in den Weg gestellt und die Publizität auf sich gezogen. Das Icicle-Debüt wurde unter ferner liefen abgehakt. »The Small Price Of A Bycicle« hat erheblich größere Chancen als sein Vorgänger. Nein, kommerziell wird auch diese Platte kein großer Wurf. Aber in den Indies wird man sie schätzen lernen: Man kann das etwa mit den neuen Damned vergleichen. Die kommen von linksaußen und können sich z. Z. etwas neben der Mitte etablieren. Icicle Works haben ihre Wurzeln genau auf der entgegenliegenden Seite und stoßen nun auch in Richtung Melting pot.
Im Stil der letzten Single hat sich die Band darauf konzentriert, etwas mehr Pathos in die Songs zu bringen. Jene Kanten, die ein mehrmaliges Hören ermöglichen.
Ich befürchte nur, wenn der Gitarrentrend in diesem Jahr auslaufen sollte, wird auch die Quelle für die Icicle Works versiegen.

A. Schreck

GENE LOVES JEZEBEL
IMMIGRANT
(Situation 2) ●

Optisch sind GLJ genau jene Erscheinung, nach der sich gewisse Mitbürger immer noch kopfschüttelnd umdrehen: extrem und bizarr. Musikalisch besonders prägend sind die Gitarre und Michaels angenehm jammernde Stimme. In ihr ist stets ein leicht klagender Unterton, der im Gegensatz etwa zu Morrissey niemals auf die Nerven geht. Ein wichtiger Baustein, der verhindert, daß Gene Loves Jezebel wie die Gitarrenband von nebenan aus dem Übungsbunker klingt. »Immigrant«, die 2. LP von GLJ, kann man als ein informatives Album bezeichnen. Sowohl die Stärken, als auch die Schwächen werden offensichtlich. Getreu dem Motto, daß man sich das Gute bis zum Schluß aufsparen soll, fange ich mit den Schwächen an. Diese offenbaren sich bei »Stephen«, »The Rhino Plasty« und »Deep South Wale«. Drei langsame Stücke, bei denen die Gitarren zu sehr schrammeln und der nötige Schwung fehlt. Doch GLJ zeigen auch gleich, wie man es besser macht. »Coal Porter« ist ein ebenso langsames, aber einschmeichelndes, liebliches Stück mit mäßig-sanftem Gesang.
Die eigentliche Stärke tritt jedoch erst bei den schnelleren Stücken zutage. Energische Melodien, die im Kopf bleiben; die Stimme von Michael ist dazu wie geschaffen. Besonders hervorzuheben: »Always A Flame« und »Worth Waiting For« sowie die schon von den letzten Maxis bekannten »Cow« und »Shame«.

Herfried Henke

A REFLEX COMPILATION
(Reflex) ●

Seit einiger Zeit ist das LP-Niveau insgesamt ja doch ziemlich abgesunken (Protest?). Grund genug, erst mal wieder auf Singles und Compilations zurückzugreifen? Dieser Sampler enthält größtenteils auch unveröffentlichte Sachen (das für die Vollständigkeitsfetischisten). Das Reflex-Label als Heimat der Cravats aka DCL Locomotive aka Very Things dürfte ja einigen bekannt sein (dank John Peel), des weiteren finden sich hier noch: And Also The Trees, Two und The Nose Flutes (schon mal versucht, mit der Nase Blockflöte zu spielen?). Two verwenden ziemlich kühle Elektronik mit verfremdeten Stimmen und zirpenden Synthis, ohne allerdings in Bombast abzurutschen oder in die Nähe von Synthi-Pop-Klischees zu geraten. Die Nose Flutes erinnern dagegen eher an die 60er mit verzerrter Gitarre und Violine, bei weitem nicht so glatt wie etwa Smiths. And Also The Trees ist eigentlich eine dieser typischen New Wave-Combos: düster/melancholische Stimme, gitarrenbetont etc., trotzdem oder gerade gut. Schließlich die Hauptacts, Psychobilly oder wie man das sonst nennen will at its best. Die Band scheint ein reges Interesse an amerikanischen TV- und Spielfilmen zu besitzen, da in jedem Stück Dialoge/Musikfetzen (vornehmlich aus Krimis) unterlegt werden. Der Titel von DCL Locomotive war zwar schon auf der Maxi und sicherlich sind nicht alle Songs erstklassig, aber für mich eine der wenigen Compilations, die ohne Tonarmlift auskommt.

Spock

A DROP IN THE GRAY
CERTAIN SCULPTURES
(Geffen Records) ●

Während ein paar Kilometer von mir entfernt die Müslifreaks diesem Wolf Maahn zujubeln, habe ich die Ehre, mir in meinem trauten Heim A Drop In The Gray anzuhören. Wie schön. Nur, ich bekomme beides nicht so ganz geregelt. Da wäre einmal die Frage, warum dieser Maahn soviel Erfolg hat, und zum anderen die Frage, was soll ich zu A Drop In The Gray sagen? Vielleicht: A

REGISTER

zusammengestellt von Michael Prenner

SINGLES

Singles Aug. 85

A CERTAIN RATIO — Wild Party (Factory)
THE ADVENTURES — Feel the Raindrops (Chrysalis)
ALDEONI — How many Sugars? (Paladin)
CARL ANDERSON — Buttercup (Streetwave)
PATRICK ANDY — Stinger (Top Line)
ANIMAL NIGHTLIFE — Love is just the great Pretender 85 (Island)
ANNABAS — Romance (Armadillo)
ANOTHER CINEMA — Midnight Blue Oceans (Another Cinema)
ADAM ANT — Vive le Rock (CBS)
ANTENA — Life is too short (Phonogram)
APB — Summer Love (Red River)
THE ARMOURY SHOW — Glory of Love (Parlophone)
STEVE ARRINGTON — Dancin' in the Key of Life (WEA)
ATLANTIC STARR — Silver Shadow (A&M)
BAND OF GOLD — This is our Time (RCA)
THE BEACH BOYS — Getcha back (Caribou)
PETER BLEGVAD (ex Henry Cow) — Special Delivery (Virgin)
BLUE ORCHIDS — Sleepy Town (Racket)
THE BODINES — God Bless (Creation)
THE BOOMERANG GANG — Rock Out Remix (Survival)
GLORIA D. BROWN — The more they knock the more I love you (10)
SHIRLEY BROWN — Love Fever (4th and Broadway)
BROOKLYN BRONX AND QUEENS — Genie (Cool Tempo)
BUCKS FIZZ — You and your heart so blue (RCA)
BURMOE BROTHERS — Skin (mit Marc Almond) (Some Bizarre)
THE BUSHMEN — Sweat it out (Upright)
CAPTAIN SENSIBLE & THE MISSUS — Wot! No Meat (Animus)
CHANGE — Mutual Attraction (Cool Tempo)
THE CHORUS — These Stones EP (Aaz)
CLAIR OBSCUR — Santa Maria (Sacem)
VINCE CLARKE & PAUL QUINN — One Day (Mute)
WILLIE CLAYTON — Running in and out of my Life (Kirstee)
COLENSO PARADE — Down by the Border (Goliath)
COLOURBOX — The Moon is blue (4AD)
CRIME AND THE CITY SOLUTION — Dangling Man EP (Mute)
THE CULT MANIAX — Where do we all go? (Xcentrix)
CUNT SISTERS — Faxia (Mösiola)
T.C. CURTIS — Take it easy (Virgin)
THE DAMNED — The Shadow of Love (MCA)
DANSE SOCIETY — Say it again (Arista)
DEAD OR ALIVE — In too Deep (Epic)
DEBARGE — Who's holding Donna now? (Gordy)
DISCHARGE — Ignorance (Clay)
DOCTOR AND THE MEDICS — Happy but twisted (Illegal)
THE EMOTIONS — Miss your Love (Motown)
EURYTHMICS — There must be an Angel (Playing with my Heart) (RCA)
THE EXPLORERS — Venus de Milo (Virgin)
FAITH BROTHERS — A Stranger on Home Ground (Siren)
THE FALL — Couldn't get ahead (Beggars Banquet)
FATS COMET — Stormy Weather (Rough Trade)
PHIL FEARON — You don't need a Reason (Ensign)
FICTION FACTORY — No Time (Foundry)
MARK FISHER — Love Situation (Total Control)
FIVE GO DOWN TO THE SEA — Hawking 12'' (Creation)
FLOYD — Minute by Minute (Compact)
FOLK DEVILS — Evil Eye 12'' EP (Karbon)
JOHN FOXX — Stars on Fire (Virgin)
ROBERT FRIPP — Network 12'' (Polydor)
KENNY G. & KASHIF — Love on the Rise (Arista)
GEISTERFAHRER — Madish Ahb'El (Upright)
THE GENTS — New Direction (Lambs to the Slaughter)
JOHNNY GILL — Can't wait til tomorrow (WEA)
G.L.O.B.E. & WHIZ KID — Play that Beat (Tommy Boy)
GRAB GRAB THE HADDOCK — The Last Fond Goodbye (Cherry Red)
JAKI GRAHAM — Round and Around (EMI)
TOPPER HEADON — Drumming Man (Mercury)
HULA — Get the Habit 12'' (Red Rhino)
WILLIE HUTCH — Keep on Jammin' (Motown)
HYSTERIC NARCOTICS — Wild as Soul (Tremor)
I CATCH I — My Darlin' (Red Bus)
BILLY IDOL — White Wedding Remix (Chrysalis)
IK — When the Rivers break (Off Beat)
GREGORY ISAACS — Private Beach Party (Greensleeves)
DAVID J — Blue Moods turning Tail 12'' (Glass)
RICK JAMES — Glow (Motown)
JASON AND THE SCORCJERS — Shop it around (EMI)
JAZZATEERS — Pressing on (Spiral)
HOWARD JONES — Life in one Day (WEA)
STANLEY JORDAN — The Lady in my Life (Blue Note)
KALIMA — 4 Songs EP (Factory)
KID CREOLE AND THE COCONUTS — Endicott (Sire)
WILL KING — Backed up against the Wall (Total Experience)
KING DICE — The Children's Hour (King Dice)
KEVIN KITCHEN — Tight Spot (China)
JEAN KNIGHT — My Toot Toot (Mirage)
STEVE LAKE (ex Zounds) — In every Life a little Rain must fall (Not so Brave)
DENISE LASALE — My Toot Toot (Epic)
THE LAST LAUGH — Glee Switch EP (H'mmm!)
THE LAST POETS — This is Madness (Celluloid)
LATIN QUARTER — The New Millionaires (Rockin' Horse)
LET'S WRECK MOTHER — Cuts 12'' (Flicknife)
LIGHT OF THE WORLD — London Town 85 (Island)
THE LUCY SHOW — Ephemeral (A&M)
KIRSTY MACCOLL — He's on the Beach (Stiff)
PINKIE MACLURE — Bite the Hand that feeds you (Ink)
MADONNA — Crazy for you (Geffen)
MAKIN' TIME — Rhythm'n' Soul (Countdown)
MALOPOETS — Sound of the people (EMI America)
MAN JUMPING — Aerotropics (Cocteau)
ZEKE MANYIKA — Cold Light of Day
MARYLIN— Pray for that Sunshine (Phonogram)
HUGH MASEKELA — Lady (Jive Africa)
MEAT WHIPLASH — Don't slip up (Creation)
THE MEN THEY COULDN'T HANG — Ironmasters (Imp)
METHOD ACTORS — Luxury 12'' (Press)
MIAMI SOUND MACHINE — Conga (Epic)
MINUTEMEN — Tour Spiel (Shigatu)
MOMUS — The Beast with three Backs 12'' (El)
PHIL OAKEY AND GIORGIO MORODER — Goodbye Bad Times (Virgin)
ONENESS — Thank You (Both Sides Recording Company)
ONE WAY — Let's Tack (MCA)
ONIKE — Bushwoman (Earthworks)
THE OPPOSITION — 5 Minutes (Charisma)
ROY ORBISON — Wild Hearts (ZTT)
PALE FOUNTAINS — From across the Kitchen Table (Virgin)
THE POGUES — Sally MacLennane (Stiff)
PRECINT — Don't go (Calibre)
PREFAB SPROUT — Faron Young (Kitchenware)
PRIMAL SCREAM — All Fall Down (Creation)
THE RAH BAND — Sorry doesn't make it anymore (RCA)
RAMONES — Bonzo goes to Bitburg (Beggars Banquet)
REDDS AND THE BOYS — Put your right hand in the air, put your left hand in your Underwear (London)
REDSKINS — Bring it down (Decca)
RENE AND ANGELA WITH KURTIS BLOW — Save your Love (Club)
ROCKIN' SIDNEY — My Toot Toot (Jive)
THE ROSE OF AVALANCHE — To the Groove (Lil)
SEE YOU IN VEGAS — Work (Red Rhino)
SHANNON — Stronger Together (Club)
FEARGAL SHARKEY — Loving you (Virgin)
THE SHREW KINGS — Shrew Kings play Brecht (Thin Sliced)
SIMPLY RED — Money's too tight to mention (Elektra)
SLAUGHTER JOE — I'll follow you (Creation)
WAYNE SMITH — Under me Sleng Teng (Greensleeves)
THE SMITHS — That Joke isn't funny anymore (Rough Trade)
THE SOUND — Temperature Drop (Statik)
SQUEEZE — Last Time Forever (A&M)
MAUREEN STEELE — Save the Night for me (Motown)
THE STYLE COUNCIL — Come to Milton Keynes (Polydor)
SUGAR MINOTT — Mind Blowing Decisions (CSA)
FLO SULLIVAN — Higher (Red Flame)
SWEET REVENGE — Nothing ever goes the way it's planned (Revenge)
TEAHOUSE CAMP — To Kill, Stab in Back (Real Men)
THAT PETROL EMOTION (ex Undertones) — Keen (Pink)
THESE TENDER VIRTUES — Waltz (Carousel)
GEORGE THOROGOOD AND THE DESTROYERS — I drink alone (EMI)
TOYAH — Soul Passing through Soul (Portrait)
UT — Confidential (Out)
VIEW FROM THE HILL — I'm no Rebel (Survival)
NARADA MICHAEL WALDEN — The Nature of Things (Warners)
WHODINI — Big Mouth (Jive)
WIN — You've got the Power (Swampsland)
JAH WOBBLE AND OLLIE MARLAND — Love Mistery (Island)
WOMACK AND WOMACK — Strangs and Funny (Elektra)
THE WORD — The Next Big Thing (Abstract)
XPERTZ — My Valentine (Big One)
PAUL YOUNG — Tomb of Memories (CBS)

LPS

THE BAND OF BLACKY RANCHETTE (New Rose)
THE BEACH BOYS (Caribou)
AGNES BERNELLE — Father is lying dead on the Ironing Board (Imp)
BLACK FLAG — Loose Nut (SST)
PETER BLEGVAD (ex Henry Cow) — Knights like this (Virgin)
THE BOLSHOI — Giants Mini-LP (Beggars Banquet)
BUSHIDO — Deliverance (Third Mind)
C-CAT TRANCE — Khamu (Ink)
CHALICE — Stand up! (CSA)
CHELSEA — Original Sinners
SAM COOKE — One Night Stand (live at the Harlem Square Club, 1963) (RCA)
MILES DAVIS — You're under Arrest (CBS)
MILES DAVIS & JOHN COLTRANE — Live in Stockholm, 1960 (Dragon)
MILES DAVIS & THE LIGHTHOUSE ALL STARS — At Last! (Gontem Porary)
DEADLINE — Down by Law (Celluloid)
DEL AMITRI (Big Star)
THE DOGMATICS — Thayer St. (Shigatu)
THE DOORS — Classics (Elektra)
NICK DRAKE — Heaven in a wild Flower (Island)
THE DREAM SYNDICATE (Zippo)
ELISA WAUT — Mini-LP (Statik)
FANTASTIC SOMETHING (Blanco y Negro)
FICTION FACTORY — Another Story (Foundry)
THE FLIPS — Less is More Mini-LP (Midnight Music)
FOUR BIG GUITARS FROM TEXAS — Trash, Twang and Thunder (Demon)
ARETHA FRANKLIN — Who's zoomin' who? (Arista)
MARVIN GAYE — Dream of a Lifetime (CBS)
GENE LOVES JEZEBEL — Immigrant (Situation 2)
GODLEY & CREME — History Mix Vol. I (Polydor)
GOVERNMENT ISSUE — Boycott Stab (Shigatu)
DAVID GRANT — Hopes and Dreams (Chrysalis)
NONA HENDRYX — The Heat (RCA)
THE JET BLACK BERRIES — Sundown on Venus (Pink Dust)
KATRINA & THE WAVES (Capitol)
KID CREOLE & THE COCONUTS — In Praise of older Women and other Crimes (Sire)
KEVIN KITCHEN — Split Personality (China)
KRAFTWERK — Autobahn (Parlophone)
DINO LEE — The King of White Trash (New Rose)
FRANKIE LEE — Face it (Demon)
THE LOVED ONE — Locate & Cement (Metaphon)
MAI TAI — History (Virgin)
MARYLIN — Despite Straight Lines (Phonogram)
AMOS MILBURN — Chicken Shack Boogie (Aladdin)
AMOS MILBURN — Vicious Vicious Vodka (Aladdin)
THE MONOCHROME SET — The Lost Weekend (Blanco y Negro)
NAKED RAYGUN — Throb Throb (Shigatu)
BILL NELSON — The Two-Fold Aspect of Everything (Cocteau)
MICHAEL NYMAN — The Kiss and other Movements (Editions EG)
OMD — Crush (Virgin)
ORANGE JUICE — In a Nutshell (Singles Compilation) (Polydor)
THE ORSON FAMILY — Bugles, Guitars, Amphetamines (Criminal Damage)
THE OUTNUMBERED — Why are all the good People going crazy? (Shigatu)
THE PERSUASIONS — No Frills (Demon)
DER PLAN — Japlan (Atatak)
PLASTICLAND (Pink Dust)
POISON GIRLS — Songs of Praise (Xcentrix)
MAXI PRIEST — You're safe (10)
THE RAIN PARADE — Explosions in the Glass Palace (Zippo)
THE RAIN PARADE — Beyond the Sunset (live)
REGULAR MUSIC (Rough Trade)
REM — Fables of the Reconstruction/Reconstruction of the Fables (MCA)
RENT PARTY — Honk that Saxophone (Waterfront)
THE RESIDENTS — Meet the Residents 13th Anniversary Edition (Ralph)
THE RESIDENTS — The Census Talker (Ralph)
RIGEL 9 (Virgin)
DUKE ROBILLARD & THE PLEASURE KINGS — Too hot to handle (Demon)
SAVAGE — Hyperactive (Zebra)
SHANNON — Do you wanna get away? (Club)
SHRIEKBACK — Oil and Gold (Arista)
SISTER SLEDGE — When the Boys meet the Girls (Atlantic)
SLIM SMITH — Memorial (Trojan)
TALKING HEADS — Little Creatures (EMI)
T-BONE WALKER — I get so weary (Imperial)
T-BONE WALKER — Hot Leftovers (Imperial)
THE UNTOUCHABLES — Wild Child (Stiff)
ANNIE WHITEHEAD — Mix Up (Paladin)
WOMACK & WOMACK — Radio M.U.S.C. Man (Elektra)

TERMINE

Ohne Gewähr


FOETUS Foto: P. Gall

Foetus und Cinema Verité: 4.8. Hamburg/Kir.
Festival Alsdorf: 24.8. Alsdorf (bei Aachen) mit Kid Creole, Killing Joke, W. Maahn, Chris Rea, Mad Max.
Schüttorf Open Air: 31.8. mit Herbert Grönemeyer, Kid Creole, Talk Talk, Killing Joke, Working Week u.a.
The Beatitudes: 7.8. Hamburg/Fabrik — 8.8. Heidelberg/Schwimmbad — 9.8. Fulda/Kreuzsaal — 10.8. Frankfurt/Cookies — 12.8. Darmstadt/Cookies — 16.8. Berlin/Buga — 24.8. Berlin/KOB — 30.8. Berlin/Buga.
Rockpalast: 17.8. Loreley mit Killing Joke, The Untouchables, Blasters, Chris Rea, Red Hot Chili Peppers und George Clinton's Funkadelic (mit Thomas Dolby).
2. Kulturclub Festival: 2.8. Leverkusen/Eissporthalle mit Me & The Heat u.a.
Marcia Griffith's I-Threes: 28.8. Hamburg/Markthalle.
Münchener Rocktage '85: 5.8. München/Alabamahalle (mit Anke Wendlandt, Anne Haigis, Miko, Cosa Rosa; 12.8. Multicoloured Shades, Les Immer Essen, Short Romans, Marche Commune, Mo & The Gangsters in Love.
Kid Creole & The Coconuts: 24.8. Alsdorf/Rock im Park — 25.8. St. Wendel/Open Air — 31.8. Schüttorf/Open Air — 2.9. München/Circus Krone — 3.9. Nürnberg/Meistersingerhalle — 4.9. Stuttgart/Liederhalle — 6.9. Berlin/Metropol — 7.9. Hannover/Sportpark — 8.9. Hamburg/Stadtpark.
Die Mimmis: 1.8. Hof/Alter Bahnhof — 2.8. Bamberg/Downstairs — 3.8. Fürth/JZ Lichtenhain — 4.8. Einbeck/Outpost — 7.8. Freiburg/JZ St. Georgen — 10.8. Biel (CH)/AJZ — 11.8. St. Bernadino Pass/Auf der Alm — 12.8. Ludwigshafen/Musichall — 14.8. Neuss/Okie Dokie — 15.8. Aachen/Metropol — 16.8. Moers/Araita — 17.8. Espelkamp/JZ — 24.8. Lohne/Circus Musicus.
Family Five: 12.8. Düsseldorf/Wilhelm-Marx-Haus (mit Stunde X) — 31.8. Ratingen (Düsseldorf)/Open Air.
Xymox: 21.8. Bochum/Zeche.
Dunkelziffer: 4.8. Köln/Stollwerck — 7.8. Köln/Luxor — 10.8. Köln/Stollwerck (Festival mit u.a. Phantom Band, Zerlett-Krachten-Winterschladen, Drums of Chaos) — 13.8. Hamburg/Fabrik — 15.8. Hannover/Schwimmbad.

Backdoor Men/Chocolate Factory: 2.8. Berlin/Clip (nur C.F.) — 3.8. Berlin/KOB (nur C.F.) — 4.8. Hamburg/Knust (nur B.M.) — 5.8. Hannover-Schwünden — 6.8. Wiesbaden — 7.8. Krefeld/Pferdestall — 8.8. Neuss/Okie Dokie — 11.8. Bamberg/Underground Party — 12.8. Bamberg/Downstairs — 13.8. Wien/Monte.
Battle of the Bande: 24.8. Travemünde/Kurhaus (mit The Backdoor Men, Le Purse, Chocolate Factory und Blackberry Jug.
The Vigil und The Inheritors: 15.8. Hamburg/Kir.
Lolitas und Die Derbe Kombination: 22.8. Hamburg/Kir.
Prince Of The Blood und Mother's Pride: 29.8. Hamburg/Kir.
Anna Domino: 4.8. Hamburg/Kir.
The Beauty Contest: 5.8. Frankfurt/Cookies.
Pseiko Lüde & die Astros: 19.8. Osnabrück/Galerie Szene — 23.8. Vechta/Circus Musicus — 24.8. Bremen-Bassum/Open Air.
Kastrierte Philosophen und Exit Out: 19.8. Frankfurt/Cookies.
1001 Tage Luxor: 4.8. Multicoloured Shades/Cop Talk/Marquee Moon — 5.8. Supercharge u.a. — 7.8. Dunkelziffer/Drums of Chaos — 8.8 Session der ehrlichen Häute. (Köln/Luxor).
Die angefahrenen Schulkinder: 24.8. Vechta/Circus Musicus — 25.8. Bremen/Open Air.
Zero Vision: 2.8. Kalletal/Festival — 16.8. Moers/Aratta.
Open Air Revierpark/Gysenberg: 10.8. mit N'Oaga Band, No Sports, Alles verzehrende Leidenschaft und State Department.
1. Oberhausener Rock'n'Roll Festival: 31.8. Oberhausen/Fabrik Altenberg mit Rocky Road, The Keytones, Restless und The Bel-Airs.
The Truth: 24.9. Berlin/Loft.
Vibrators: 18.9. Hannover/Musiktheater Bad — 19.9. Berlin/Loft — 20.9. Hamburg/Markthalle — 21.9. Bremen/Schlachthof — 22.9. Bochum/Zeche — 23.9. Köln/Luxor — 24.9. Frankfurt/Batschkapp.
Tuxedomoon: 8.9. Frankfurt/Batschkapp — 9.9. München/Alabamahalle — 10.9. Stuttgart/Theaterhaus — 11.9. Mannheim/Capitol — 12.9. Zürich/Volkshaus — 13.9. Genf/Palladium — 15.9. Berlin/Tempodrom — 16.9. Hamburg/Markthalle — 17.9. Bochum/Zeche — 18.9. Aachen/Audimax.
Guadalcanal Diary: 8.9. Hamburg/Onkel Pö — 10.9. Köln/Luxor — 11.9. Frankfurt/Batschkapp.
Hüsker Dü: 15.9. Hamburg/Markthalle — 16.9. Köln/Luxor — 17.9. Frankfurt/Batschkapp.



ALIEN SEX FIEND Foto: R. Owsnitzki

Drop In The Gray, das sind Dan Philips, Rolin Campbell, Marty Frederiksen und Hans Christian Reumschuessel! »All The Same«, so das Titelstück. Wie passend. Man nehme einen Teelöffel China Crisis, einen Eßlöffel Sideway Look und eine winzige Messerspitze Big Country, gebe alles in einen großen Topf, füge einen halben Liter Wasser hinzu, rühre kräftig um, schon hat man A Drop In The Gray.
Lediglich Dan Philips absentiert sich von der Musik mit seiner wunderbar, schnulzigen, schwulen (?) Stimme und übertrifft alles andere. Ansonsten klingt das alles nicht neu. Doch was soll all das Gesülze? Was ist heute schon neu? Ihre Musik spricht den Verbraucher an. Es mag daran liegen, daß sich alle Songs ähneln. Einzige Ausnahme: »A Place For You«. Hier erkennt man eindeutig, daß in den Jungs was drinsteckt. Fehlt nur noch der volle Beweis. Ein gutes Stück auf einer ganzen LP ist viel zu wenig.

Malte Ude

PLAY DEAD
INTO THE FIRE
(Clay)
ALIEN SEX FIEND
LIQUID HEAD IN TOKYO
(Rebel Rec./Anagram) ●

Bei den beiden vorliegenden Platten handelt es sich um eher überflüssige Live-LPs. Alien Sex Fiend wird oft schon bei ihren Studio-LPs Eintönigkeit unterstellt. Auf der Bühne, ohne technische Studiohilfsmittel, wird daraus bittere Realität. Synthi und Gitarre blubbern und schrammeln lärmend vor sich hin, Nik Fiend krächzt und schreit seine Texte dazu. Die Stücke sind viel zu lang und ohne Höhepunkt. Spätestens nach zehn Minuten breitet sich Langeweile aus. Play Dead sind dagegen sicher auch nicht das Ei des Kolumbus, aber sie langweilen wenigstens nicht. Vorwärtstreibendes Schlagzeug und eine bremsende Gitarre sorgen für eine gewisse dialektische Spannung. Jedes Stück hat seinen eigenen, unverwechselbaren Höhepunkt. Zwar bestimmt nicht besser als in der jeweiligen Studiofassung, aber doch kurzweilig zu hören. Und wer die früheren Platten von Play Dead nicht hat, bekommt sie hier zusammengefaßt serviert. Immerhin ein Kaufgrund.

Herfried Henke

A. K. KLOSOWSKI/ PYROLATOR
HOME TAPING IS KILLING MUSIC
(Ata Tak WR 30/ Werke Label) ●

Zitat: »Denn in der Analyse lauert die Synthese.«
Frage: »Kann wohl eine ,bruitistische Klangcollage' mehr beinhalten als einen intellektuellen Anspruch?« (Die Frage gilt eventueller musikalischer Tiefe, nicht aber musikalischer Vielschichtigkeit, die ich ebensowenig wie die Musikalität einer solchen Klangcollage abstreiten will.)
Antwort: »Die Vielschichtigkeit ergibt sich nun zwangsläufig aus dem mehrfachen Übereinandermischen verschiedener Klangstrukturen, wie z.B. Radio, Industrielärm, Musik oder Eingeborenengesänge, aber auch die entstandenen Rhythmen bleiben oberflächlich. Krach schlechthin, solange nicht die geübten und geschickten Hände eines ,Klosowski' oder ,Pyrolator' mitmischen und ,zehn kurze Simultan-Erinnerungen an die achtziger Jahre' sowie eine neue (März '85) ,Ata Tak'-Platte kreieren, die nicht nur den formalen Anforderungen des musikalischen Futurismus gerecht wird, sondern auch lärmenderweise den subtilen Reiz der geliebten 80er widerspiegelt.«
Kurz: »Sie kann schon ...«

Hung-min

CHINA CRISIS
FLAUNT THE IMPERFECTION
(Virgin) ●

Stell dir vor: Der British Rail durch die Grafschaft Hampshire. Vorbei an vom Wind verwüsteten Feldern, an knochigen Bäumen. An idyllischen Dörfern, in denen man noch gutgläubig auf eine Art Frieden hofft. An verlassenen Gehöften und einsamen Gotteshäusern. Die musikalische Untermalung dazu kommt aus dem Kassettenrecorder der bleichen Vorstadtschülerin. Es ist die neue Langrille von China Crisis. Schön, melodiös, keinesfalls unperfekt. Aber vollkommen belanglos. Die Wiedergeburt von Steely Dan.

Frank Lähnemann

CONCISE
AND MAN HAS BEEN
(Concise Music) ●

19. Jahrhundert. Paris wird neu geschaffen. Baron Haussmann verändert die Architektur einer Weltstadt und prägt dadurch die Einstellung der folgenden Generationen.
Ein Jahrhundert später versucht sich Pierre Michel Haussmann, aufsteigend aus den Wogen des Zürichsee an der Bewußtseinsänderung des musikinteressierten Volkes. Carlos Peron, der nach seiner Solo-LP und dem Weggang von Yello nun in den Bannkreis der »7 Gläubigen von Concise« eingetreten ist, versucht nun, sein musikalisches Potential unter Mithilfe seines Protegés Haussmann zu unterstreichen.
Die 7 Gläubigen, meine Damen und Herren, ja was wollen sie uns sagen? Wollen sie uns überhaupt etwas sagen? Wollen sie uns umgarnen/verschlingen, um dann mit uns wieder in den Tiefen des Zürichsees zu verschwinden?
Mystisch versponnen, mit Synthesizer-Klangteppichen gehen sie ans Werk. Neben schon erwähnten Klangteppichen werden auch ab und an schon mal elektronisch erzeugte Rhythmen eingebaut, die abwechselnd ganz ohne Text oder mit französischen oder englischen Texten versehen sind.
Carlos Peron bleibt zwar den Synthesizern treu, doch wurden sie in diesem Fall ganz anders programmiert. Während bei Yello durchweg die harten Rhythmen dominieren/dominierten, setzt er bei »Concise« auf dezentere Unterstützung, obwohl das Album »This Is For Our Atomic Dancers« als Untertitel trägt.
Das Cover zeigt die »7 Gläubigen von Concise«, gemalt von einem gewissen Walter Pfeiffer, mit nackten, muskulös gestählten Ober-

BACK ISSUES

Folgende **Back-Issues** sind noch erhältlich:

Back Issues gibt es gegen DM 4,80 pro Exemplar in Briefmarken (80er)
Bestellung an:
SPEX, Abo-Service, Severinsmühlengasse 1, 5000 Köln 1

- ○ 8-9/83 Spandau Ballett, Grandmaster Flash, Wham!
- ○ 10/83 Kim Wilde, Violent Femmes, Howard Devoto Wynton Marsalis, Trio, Mari Wilson
- ○ 11/83 Costello, Lords of the New Church, Madonna, Keith Levene
- ○ 1/84 Cabaret Voltaire, Mods, Nick Heyward, Fleshtones, Snakefinger
- ○ 3/84 The Clash, Eurythmics, The The, Meteors, Frankie goes to Hollywood, Peter Hein
- ○ 5/84 Erfolg in Deutschland: Nena, Zimmermänner, Hitler, New Order, Billy Bragg
- ○ 6/84 Marilyn, Special AKA, Scott Walker, Keith Haring
- ○ 7/84 Cramps, Human League, David Sylvian, Womack & Womack, Lester Bowie
- ○ 8/84 David Johansen, Psychedelic Furs, Palais Schaumburg, Lou Reed, General Public
- ○ 9/84 Northern Soul, Sade, Heaven 17, Bronski Beat
- ○ 10/84 Aztek Camera, Scritti Politti, Eartha Kitt, Nothern-Soul Teil 2, Sex
- ○ 11/84 Gun Club, Cult, Hanoi Rocks, Cecil Taylor, Sisters of Mercy, Tina Turner
- ○ 12/84 Big Country, Los Lobos, Chaka Khan, L. Anderson, Lloyd Cole, Springsteen
- ○ 1/85 Culture Club, Die Ärzte Redskins, Bluebells, Stranglers, SPK
- ○ 3/85 Bob Dylan, Working Week, Spandau Ballett, GoGo, Tears for Fears, Associates
- ○ 4/85 Yello, Ramones, Kane Gang, Fleshtones, Art Blakey, Bebop Teil 1
- ○ 5/85 Everything BTG, Green On Red, Paul Young, Long Ryders, Killing Joke, Les Immer Essen, Cool Jazz
- ○ 6/85 Colourfield, Maze, The Jesus And Mary Chain, Nippon Pop, Captain Beefheart, Die Toten Hosen
- ○ 7/85 U 2, Scritti Politti, Jason, Jonathan Richmann, Hamburg heute

ROCK-A-SILLY

Das Neueste vom »Billy-Sektor« — gar nicht leicht bei einer immer unübersichtlicher werdenden Szenerie. Auf geht's also:
Aus Whitstable, Kent, der Gegend, wo England am englischsten ist, stammen **The Keytones.** Ihre EP auf Red Sky Records (KEY 1) weist sie als Stilmischer von Doowop und Neo-Rockabilly aus. Beste Nummer bleibt »Coastin' Along«; »Lonely Road« ist typischer Ordinary-billy; »Why Do Fools Fall In Love« hat nicht unbedingt den ganz gewissen Effekt, klingt aber recht nett. »The Munsters« schließlich rückt die Keytones etwas zu sehr in Shadows-Nähe. Im Ganzen nicht übel.
The Rattlers, kürzlich als Ersatz für Frenzy auf BRD-Trip, legen ihre zweite EP vor. Nach einem etwas schwindsüchtigen Erstling und einer zu langweiligen LP überzeugen die Boys nun mit einer ausgezeichneten Coverversion von Sam The Shams »Little Red Riding Hood«. Der Rest scheppert in gewohnter Manier daher. »Ever Lovin' Baby« gefällt durch relaxtes Tempo, und mit »Devil Rides Out« ratteln die Rattlers das obligate Instrumental herunter. Wegen »Riding Hood« zu empfehlen. (Nervous/Lost Moment LMEP 001).
Rochee & The Sarnos, fast legendäre Psycho-Skiffler, deren erste LP-Veröffentlichung unmittelbar bevorsteht, laufen auf ihrer zweiten 45er zur Bestform auf: »Rumble In The Jungle« mit mitsingendem Refrain und Telefongesang neben den obligaten Burundi Drums und Laubsägenkastenbaßgezupfe sowie »Whistle Wriggle«, anscheinend der langgesuchte Jam-Session-Mitschnitt von Carl Perkins, Lonnie Donegan und Ilse Werner, beweisen die Originalität der Combo. Weiter so, Jungs! Wie gut werdet ihr erst sein, wenn ihr zwanzig seid! (Nervous NER 007).
Nach dem Hinscheiden der tollen (wenngleich auch etwas zu nostalgischen) Stargazers ist ganz England auf der Suche nach der neuen R&B-freien Jive-Session. Zur Zeit handelt man die **Bel-Airs** als solche. Ihre Debut-EP auf Brunwick (ohne »S«!) hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck: »Cruise Inn«, eine überzeugende Sache, weiß zu gefallen; »Later«, ein Favorit von den 55er Jodimars, ist schon etwas zu oft nachgespielt worden; »Say Yeah«, ausgerechnet gesungen von einem Gastmitglied der Gruppe, ist der Höhepunkt der Platte, der originellste Song und hat das witzigste Arrangement; »Time To Kill« war schon im Original von Tommy Steele unerträglich — die Bel-Airs-Kopie ist keinen Deut besser.
Zum Schluß der Hammer: **The Waltons** aus dem Münsterland, jetzt in Berlin ansässig, sprengen die Grenzen zwischen Psychobilly, Cowpunk und Square Dance Music. Von »Waltons Go!« über »Blitzkrieg Bop« (ganz recht, ich sagte »Blitzkrieg Bop«) über »Teenage Trash« bis zu »Waltons Square« überzeugt eine saubere Produktion mit guten Songs und einem riesigen Sound. Die EP trägt den Titel »Here Comes The Real Western Rockabilly« — natürlich nur, um die tumben Südstaatenfahnenschwenker zu irritieren. Wer sie nicht kauft, hat eben vom Metier keine Ahnung. (Korea 01)

Prof. Bop

---

körpern, die Fackeln von sich gestreckt halten. Das Innenlabel ziert ein gekrönter Adler, der die Lettern »Concise« in seinen Greifern hält. Wem's gefällt.

Markus Bodschard

MANU DIBANGO
ELECTRIC AFRICA
(Celluloid/DGG)
DEADLINE
DOWN BY LAW
(Celluloid) ●

Noch ist kein Ende abzusehen, noch forciert Material's Bill Laswell gar sein Produktionstempo, und so darf es kaum verwundern, daß er in diesen Tagen zwei vermeintlich frische Beispiele seiner unaufhaltsamen Schaffenskraft in den Regalen plazieren kann. Seitdem er vor einigen Jahren der Faszination afrikanischer Rhythmik erlag, beschäftigt er sich vorzugsweise mit der Verschmelzung polyrhythmischer Strukturen mit Jazz, Funk und Rock.
Manu Dibango ist das ideale Medium für Laswells Afrika-Obsessionen, weil er schon immer für Experimente offen war und mit seiner letzten Single »Abele Dance« eine passable Afrika-Funk-Fusion vorlegte. Für »Electric Africa« verstärkte Laswell Dibangos Soul Makossa Gang um illustre Gestalten wie Herbie Hancock und Bernie Worell und modifizierte die ethnische Basis in Richtung offener Weltmusik, wobei das afrikanische Element auf die Rhythmik beschränkt bleibt. Soul und Funk fungieren als Bindeglied zwischen den Kulturen, sind die beherrschenden Merkmale. Das Ergebnis ist dennoch eher zwiespältig, der Gesamteindruck uneinheitlich, die Ziele unklar. Bedingt durch die Länge der einzelnen Tracks verlaufen vielversprechende Ansätze im Sande. Eingebunden in einen strafferen Kontext wäre die Dibango/Laswell-Kooperation von größerem Interesse. Deadline reduzieren das Laswellsche Afrika-Konzept auf seine Grundlagen. Eingespielt mit einer nahezu identischen Besetzung plus Philip Wilson und Jaco Pastorious, demonstriert Laswell ein weiteres Mal seine Abhängigkeit von DMX-, AMS- etc. Computern, die er bis zum Exzeß einsetzt. Über der rhythmischen Einfältigkeit breiten die diversen Meister ihres Instruments selbstverliebte Könnerschaft aus, die dann unweigerlich in überlangen Takes und daraus resultierender Langeweile mündet. Kein neuer Ansatz oder die Spur einer innovativen Idee, Laswell und seine Sound-Mafia ergehen sich nur ein weiteres Mal in längst bekannten Konzepten und erledigen sich damit selbst.

J. Michael Schmitt

THE BLOOD
SE PARARE NEX
(Landslide) ●

Etwaige Spekulationen angesichts eines in den Farben Grün und Braun gehaltenen Covers werden vom ersten Takt an bestätigt: Wer seine Platte in eine derart häßliche Hülle steckt, bewirbt sich in keinem populären Musikstil um Spitzennotierungen, nicht einmal in so unhippen wie Punk oder Hardrock. In den Randzonen dieser beiden Bereiche entstehen die Klänge, die The Blood »Sick Kicks For Shock Rockers« nennen. Der Grenzübertritt während eines Songs gestaltet sich dabei ähnlich unmerkbar wie bei einer Reise von Luxemburg nach Belgien. Unterschiede offenbart aber der Gesamtvergleich dieser LP mit der 1982 entstandenen »False Gestures To A Devious Public«. Kurze, schnelle Titel fügten sich zu einer Punk-LP von einer Qualität, wie sie schon damals rar geworden war. Etwas langsamer geht es jetzt auf »Se Parare Nex« zu. Wenn sich hier Gitarrist J.J. Manson mehr Zeit für seine Soli nimmt, dann ganz offensichtlich nicht, um Virtuosität zu demonstrieren, sondern weil er von den entstehenden Geräuschen einfach nicht genug bekommen kann. Kenner stören sich nicht daran, daß bei diesen Tönen geschmäcklerische Kritiker das Weite suchen. Statt dessen registrieren sie, wie ausgezeichnet hierzu das Organ des Sängers Bill Sykes paßt, der beim Röcheln die Frequenzen eines Lemmy Kilmister erreicht. The Blood haben eine sehr eigenwillige Lehre aus der Musikgeschichte gezogen: Auf dem Cover geben sie Alice Cooper, Alex Harvey und Ozzy Osborne als Quellen der Inspiration an. Nicht ganz zu Unrecht geben sie die Parole aus: »Roll over W.A.S.P. and tell Mötley Crüe the news!!!«

Alf Burchardt



Foto: Wolfgang Burat

R.E.M. Sollte dieses Kapitel jetzt endlich abgeschlossen sein?

Fortsetzung von Seite 25

und nicht steril stilecht wie die mittlerweile entstandene Paisley-Menge. Vorher und jetzt auch wieder sahen sie aber auch total anders aus.

Der „Knust"-Auftritt war gut (nicht hervorragend). Neben guten eigenen Songs diverse VU-Coverversionen. Am charismatischsten erschien mir Schlagzeuger Bill Berry. Sänger Michael Stipes, der in dieser Periode aussah wie Roger Daltrey, war in dieser Hinsicht auch nicht schlecht, wiewohl er wenig dafür tat (wenig Bewegung, kaum Ansagen etc.). Peter Buck spielte solide, aber nicht gerade aufsehenerregend Gitarre. Bassist Mike Mills sang angenehm zweite Stimme. Insgesamt wirkten sie jedoch, als hätten sie ihren Drogenkonsum nicht mehr so recht unter Kontrolle (was aus Kreisen der Veranstalter mir übrigens bestätigt wurde) oder wären eben schon immer so gewesen, wie man normalerweise daraufhin erst wird (was man ja häufiger hört).

Die ersten beiden LPs, MURMUR und RECKONING, waren ziemlich gleich: von den Ansätzen her sehr gut, daher als neues Ding zumindest bei der ersten LP hochinteressant und auf jeden Fall für einige hervorragende Songs gut. Aber beide Platten waren unterm Strich unbefriedigend, weil unentschlossen und immer wieder abgleitend in Bereiche totaler musikalischer Beliebigkeit (Wenn-du's-nicht-fühlst-bist-du-eben-unsensibel-Beliebigkeit, klassische Hippie-Krankheit der gedankenfeindlichen Art).

FABLES OF THE RECONSTRUCTION, das 85er Album ist fürchterlich und ganz ohne gute Songs (falsch: „Good Advices" und „Wendell Gee" sind schon nicht schlecht, aber am Ende der B-Seite versteckt und verhelfen sowieso auch dennoch der LP nicht zu höherer Gesamtqualität) und sehr dunstig, dröhnig, trockeneisig, blutarm-weggetreten. Ein Jammer, weil ich mir sicher war, daß das dritte Werk die Schwächen der ersten beiden nicht noch mal wiederholen würde. Statt dessen die nun pur. Schuld ist übrigens nicht Joe Boyd, der Produzent, denn die Band sagt ausdrücklich, daß sie Produzenten nur als Erfüllungsgehilfen ansieht und selbst bestimmt, wie ihre Platten klingen.

Noch ein Gedanke: Parallele zu den Psychedelic Furs. Die Sänger klingen ähnlich. Der Sound ist ähnlich. Vorbilder sind dieselben. Beide benutzten für ihre dritte LP einen arrivierten Produzenten (Furs: Todd Rundgren), der dafür bekannt ist, daß er produktionstechnisches Charisma hat, ansonsten aber eigentlich die Band machen läßt und eher durch Abwesenheit glänzt. Beider Abstieg nahm seinen Ausgang von dieser dritten LP (aber die Furs machten vorher ein Meisterwerk!).

Literatur: Das hätte man ja so gerne, daß R.E.M. singende Fitzgeralds, Faulkners, Sinclair Lewis' sind. Völlig falsch. Wörter sind bei ihnen zweit- bis drittrangig. Bei der ersten Single „Radio Free Europe" durfte man den Text auf keinen Fall verstehen – er war nämlich noch gar nicht geschrieben. „So I just kind of blabbered over the whole single", sagt Michael Stipe. Oder „9-9", „ein Lied übers Sprechen, Konversation. Es soll nicht verstanden werden. Das einzige, was man wirklich mitbekommt in diesem Lied, ist 'conversation fear'." (Quod erat demonstrandum.) Oder: „Peter erzählt gerne die Geschichte, wie „Perfect Circle" inspiriert wurde von einer Gruppe Baseball spielender Jungen. Für mich geht es darin um meine Ex-Freundin."

Auch im musikalischen Bereich: Überschätzung allüberall. Klar, daß Peter Buck sofort wieder zum neuen Keith Richards ernannt wird (warum zum Teufel sucht man eigentlich ständig überall nach einem neuen Keith Richards? – Als würde einer noch nicht reichen!), wie Dutzende von unbedeutenden Gitarristen vor ihm. Die Rhythmussektion spielt ärmlich, die Ideen sind manchmal ganz nett, meistens aber eher so lala. Wichtig ist der Gesang von Michael Stipe, die Gruppe ist nur gut, wenn er es auch ist. Vorläufig hat aber noch der Doors-Fan in ihm Übergewicht (Vorsicht vor Doors-Fans auf der ganzen Welt!). So kann die Band ja nicht gut werden...

R.E.M. kommen nicht auf den Punkt, sind sich ihrer eigenen Stärken und Schwächen überhaupt nicht bewußt. Sie kümmern sich zu sehr um Reverend Ruth aus Philomath und ähnliches Weirdo-Zeug („...hat mich mehr beeinflußt als irgend etwas in der Rock-Musik der letzten fünf Jahre", gibt Michael Stipe zu).

Und dennoch, dennoch: Die vierte LP könnte sehr gut werden.

Detlef Diederichsen

Worauf echte Fans abfahren.

Zweifelsohne auf die HF-S Cassette von Sony. Denn was da an starkem Sound rüberkommt ist einfach riesig. Gar nicht mal verwunderlich angesichts des weiten Dynamik- und Frequenzbereichs. Daß sich die HF-S außerdem zu einem Preis präsentiert, der sich ebenfalls hören lassen kann, wird echte Fans allemal begeistern.

